



EINES DER DRAMATISCHSTEN Phänomene der Dritten Welt ist die riesige, in ihren vernachlässigten Randvierteln immer mehr ausufernde Stadt. Den Rekord hält – mit über 1000 Zuwanderern *im Tag* – die brasilianische Wirtschaftsmetropole São Paulo, zugleich die volkreichste katholische Ortskirche der Welt. Ihr Erzbischof und Kardinal, Dom *Paulo Evaristo Arns*, der dieser Tage als Gast von Fastenopfer und Brot für Brüder die Schweiz besucht, hat sich seit seinem Amtsantritt diesem akuten Problem am Stadtrand gestellt. Dem Los der dort auf der Flucht vor Verelendung landenden oder auch direkt von ihrem Land vertriebenen Menschen galt seine erste Sorge.

In dieser Konfrontation mit einer scheinbar übermächtigen, unheimlichen Wirklichkeit durfte er mit seiner Kirche einen missionarischen und ökumenischen Aufbruch erleben, dessen Dynamik inzwischen immer neue Grenzen überschreitet. Sein konsequentes Engagement für die individuellen wie für die sozialen Menschenrechte und sein ebenso intelligenter wie mutiger gewaltloser Widerstand gegen den heute die Menschheit terrorisierenden Moloch der «Nationalen Sicherheit» hat ihn weltweit bekanntgemacht. Jüngst, am 13. Januar erschien, von ihm persönlich eingeleitet, das große Dokument des Komitees zur Verteidigung der Menschenrechte in den Nachbarländern Brasiliens, der sogenannten «Südregion» (Cono Sur: Argentinien, Bolivien, Chile, Paraguay, Uruguay), über die *desaparecidos*, die Verschwundenen. Vom Weltkirchenrat verbreitet und auch dem Papst überreicht, klagte es 7421 Fälle allein in Argentinien ein.

Eine Woche darauf, am 19. Januar, verließ der Fachbereich Kath. Theologie der Universität Münster/Westfalen, im Beisein fast aller früheren Ehrendoktoren der Fakultät, Kardinal Arns die Würde eines Ehrendoktors der Theologie. In der von *Johann Baptist Metz* gehaltenen Laudatio wurde zunächst die theologisch *exemplarische* Bedeutung des Wirkens von Kardinal Arns gewürdigt, insofern die eigene pastorale Praxis unter den Ärmsten und Elendesten für ihn nicht nur «Anwendung» sondern *Quelle* theologischer Erkenntnis sei. Metz sieht Arns an der Nahtstelle eines epochalen geschichtlichen Übergangs von einem abendländisch-europäischen zu einem *kulturell polyzentrischen Kirchentum*. Der dabei sich auswirkende «reformatorische Durchbruch» setze nicht nur neue Prioritäten in der Ökumene; er sei auch die Suche nach einer *neuen Einheit von Erlösungs- und Befreiungserfahrung*, «die bereit ist, den Preis für diese geschichtliche Konjugation von Gnade und Freiheit zu bezahlen». Die Kirche von São Paulo könne uns dafür ein herausragendes Beispiel sein.

Anlässlich der Ehrenpromotion hielt Kardinal Arns im Fachbereich Theologie den folgenden Vortrag, den wir redigiert und leicht gekürzt wiedergeben. L. K.

Der Kardinal von São Paulo erzählt

Wie Sie sehen, bin ich ein kleiner Mann, ein sehr kleiner Mann und dabei noch Minderbruder in der Bruderschaft der Franziskaner. Sie werden verstehen, daß ich sehr einfach zu Ihnen rede, besonders weil ich kein akademisches Deutsch spreche, denn Deutsch hat mich die Mutter gelehrt, und bei den Franziskanern habe ich noch etwas hinzugelern.

Ich möchte, daß diese Zusammenkunft kein Vortrag, sondern ein Austausch wird. Wir legen in Lateinamerika viel Wert darauf, daß wir nicht isoliert bleiben, besonders jetzt nicht, da unsere Theologie der Befreiung überall angegriffen und oftmals nicht richtig interpretiert wird. Dieser Austausch wäre sehr wichtig für uns.

Ich bin kein Theologe und werde hier als Bischof reden. Mein Wunsch ist, daß das Volk Gottes mit dem ganzen Volk ein gemeinsames Ziel hat und auch ein gemeinsames Schicksal. Und so möchte ich ein Zeugnis ablegen von den zwölf Jahren, in denen ich

BEFREIUNGSPRAXIS

Akademische Ehrung für Kardinal Arns: Ehrendoktorat für eine der Erfahrung einer ganzen Ortskirche entsprungene Befreiungstheologie – An der Nahtstelle des Übergangs zu polyzentrischem Christentum. L. K.

«**Kirchwerdung**» in São Paulo: Mitschrift der Gastvorlesung von Kardinal Arns in Münster: Erzählender Bericht als theologische Rechenschaft – Landflüchtige Massen am Stadtrand werden Volk und Kirche – Sensibilisierung der Stadtpfarreien für die am Rand – Motivierung von Juristen und Professoren zum Eintreten für die Entrechteten – Das Volk entdeckt die eigene Kompetenz – Erfolgreicher Kampf für Amnestie – Beispielhafter Widerstand gegen Pressezensur – Namenslisten der Verschwundenen – Der Ring des Gatten unter der Türe: Zeichen der Hoffnung oder des Todes? – Konflikte um Land und Boden – Ansteckende Dynamik der Demokratisierung – Gemeinschaft und Mitsprache in der Kirche – Gemeindebildung im Neuland getragen von Laien – Um den theologischen Austausch mit Europa. Dom Paulo Evaristo Arns

BUCHBESPRECHUNG

Jesus, der Severino heißt: Von Zeugnissen der Volksreligion zu Primärmaterialien einer neuen *Brasilianischen Christologie* – Wenn das Volk nicht über den Karfreitag hinausieht, woher Erfahrungsbilder für Auferstehung? – H. Goldsteins Skizze zur Systematisierung. Ludwig Kaufmann

GRIECHENLAND

Drei Dichter des 20. Jahrhunderts: Auf der Suche nach dem wahren Gesicht Griechenlands – Gegen den Philhellenismus Anspruch auf eine eigene Identität – Ursprungsquellen nicht nur Hellas, sondern auch griechisch-orthodoxe Tradition – Geschichte zum Mythos erhoben – *Giorgos Seferis:* «Kurs halten» in der Zeit der Diktatur – Tragische Betroffenheit durch die Geschichte – *Odyseas Elytis:* Unerschütterliches Vertrauen in die Dauer der Schöpfung – Die Kontinuität der griechischen Sprache über Jahrtausende – *Jannis Ritsos:* aus der Solidarität mit den Opfern – Vertrautheit mit dem Tod und mit den Toten – Zwischen Passion und sinngebendem Gloriagesang. Danae Coulmas, Köln

KIRCHENRECHT

Begräbt der Kodex ökumenische Hoffnungen?: Vor 24 Jahren angekündigte Revision des Kirchenrechts – Inzwischen neue ökumenische Perspektive des Konzils – Folgt ihr die Kodex-Revision bis in die Praxis? Mischehenrecht geht nicht über «*Matrimonia mixta*» (1970) hinaus – Forderungen im Bereich ökumenischer Gottesdienstgemeinschaft sind nicht berücksichtigt – «Stellvertreter Christi» zu einem Rechtsbegriff für den Papst festgeschrieben – Wurde nicht die seit dem Konzil vielerorts angewandte «offene Haltung» desavouiert? Albert Ebner

Erzbischof in São Paulo bin. Ich werde in fünf Phasen und – wie die Brasilianer das gewöhnlich tun – in erzählender Form berichten.

PHASE I: Als wir Ende 1970 anfangen, waren wir eine Gruppe von vielen Pastoralträgern (Laien) und ungefähr zehn Priestern. Man bezichtigte uns der «linken Ideologie»; für die Regierung waren wir somit Marxisten und Kommunisten. Damals war es Methode, Leute einzuschüchtern: jedesmal, wenn man sie gefangengenommen hatte, wurden sie gefoltert. Es war eine Netzstrategie, bei der viele festgenommen wurden, die alle irgendwie in Verbindung standen mit den Leuten, die gerade von der Polizei gesucht wurden. Es war sogar einer dabei, der heute Bischof ist. Dom *Marcelo Carvalheira*, der öfter in Deutschland gesprochen hat und sein ganzes Leben mit Dom Helder Câmara zusammengearbeitet hat; er ist Bischof in Paraíba. Es waren noch andere dabei, z. B. fünf Dominikaner, die heute in Brasilien durch Publikationen berühmt sind. Wir wollten uns aber nicht in erster Linie um die Priester sorgen; wir dachten, daß alle gleich sind.

Der Weg in die Öffentlichkeit

Das Volk mußte erfahren, was vorfällt. Obwohl wir unter strengster Pressezensur standen und es überall Spitzel gab, sowohl in unseren Kirchenversammlungen wie auch an den Schulen, Universitäten und sonstwo. Wir nahmen uns vor, die Strategie der Gewaltlosigkeit anzuwenden.

Für mich als Erzbischof war es anfangs besonders wertvoll, daß der Priesterschatz – das waren 21 – jede Woche zusammenkam und analysierte, wie viele wieder abgeführt worden waren, und was sonst alles jede Woche passierte in unserem Bezirk in São Paulo. Jede Nachricht wurde geprüft und auf irgendeine Weise an die Öffentlichkeit gebracht, manchmal an der Kirchentür angeschlagen, manchmal vom Pfarrer vorgelesen, oft auch in einer ganz schlichten Sprache in den kleinen Basisgemeinschaften durchgesprochen.

Es dauerte zwei Jahre, bis wir eine Gruppe von ungefähr anderthalb Dutzend *Juristen* bilden konnten, die sich dieser Leute annehmen wollten. Es war sehr gefährlich, Leute, die verhaftet worden waren, gefoltert wurden und dann oft verschwunden blieben, zu verteidigen. Diese Kommission existiert jetzt schon 10 Jahre. Und zur Ehre dieser Juristen kann ich Ihnen sagen, daß nie, in keiner Situation, bei Tag oder Nacht, wenn ich angerufen habe – und gewöhnlich war es nachts oder Freitag/Samstag/Sonntag –, nicht einer zu finden war, der dann für die Gefangenen, ob sie Kommunisten, Sozialisten oder Christen waren, eintrat. Diese Kommission, lauter Universitätsprofessoren, hat wirklich eine ganz große Rolle gespielt.

Wir dachten immer: Wo Finsternis ist, da muß auch Licht kommen. Und so kam ein wenig Licht hinein in unsere Situation. Die Verfolgung konzentrierte sich natürlich auf die größte Stadt, die Stadt São Paulo und auf den Industriestaat São Paulo, der 25 Millionen Einwohner zählt, also fast ein Viertel von ganz Brasilien, und der auch 51% der gesamten Einnahmen und der Produktion Brasiliens aufbringt.

Das Volk Gottes ist verantwortlich für Freiheit und Gerechtigkeit des ganzen Volkes. Wenn ich den verehrten Professor *Karl Rahner* hier aus dem Gedächtnis zitieren darf – die Sprache Karl Rahners verstehe ich wohl, aber mit einigen Schwierigkeiten (sein Bruder fehlt zum Übersetzen) –, da sagt er einmal: Wenn man alles zusammenfassen soll, was man über den Menschen sagen kann, in einem kleinen Wort, dann muß man sagen: *Freiheit und Gewissen, die machen den Menschen aus*. Das hat uns sehr betroffen. Ich habe damals, 1970, über dieses Wort viel nachgedacht und ich muß Ihnen heute öffentlich sagen, wieviel Mut Sie, Herr Rahner, uns gegeben haben für diese Zeit, ohne es zu wissen. Das kann ich auch sagen für viele andere Menschen hier in Europa, die gerade zu dieser Zeit immer wieder mitgewirkt haben.

War jeweils das erste, was wir taten, die Nachrichten unter das Volk zu bringen, so das zweite, zu sehen, ob wir nicht einige ausländische Journalisten finden konnten, die die Nachrichten weitergaben. Wenn sie nämlich nach Deutschland, Frankreich oder auch in die USA durchkamen, waren wir sicher: Die Leute werden nicht verschwinden, die Leute werden wieder aufgefunden und vielleicht sogar freigesprochen werden. Denn man hat eine kolossale Angst vor der Öffentlichkeit. Das gilt für alle Regimes und Diktaturen. Deshalb hat uns Europa zu dieser Zeit so viel geholfen. Und so werden Sie auch verstehen, weshalb wir in Brasilien jetzt mehr Freiheit haben als andere Länder Südamerikas: Argentinien, Chile, Paraguay ...

Wir haben gerade in der letzten Woche eine Liste mit den in Argentinien Verschwundenen veröffentlicht, damit vom Ausland her das Echo zurückkommt ins Inland und dort auf die Regierung einwirkt. Bei uns hat diese Situation mit Verschwundenen, Gefolterten und Gefangenen 6 Jahre angehalten. Sie können sich vorstellen, was das bedeutet, jeden Abend zu wissen, es sind Leute verhaftet worden – und *du* liegst in deinem Bett! Darfst du überhaupt schlafen?

PHASE II: In der zweiten Phase ging es darum, das Volk zu organisieren. Papst Johannes XXIII. sagte seinerzeit bei einem Treffen der brasilianischen Bischöfe in Rom während des Konzils: Ihr werdet eine Periode erleben, in der die Menschen vom Lande alle in die Stadt wollen. Und dann müßt ihr eine organisierte Kirche werden; ihr dürft nicht einfach weiterleben, wie es bis jetzt war, denn ihr habt sehr wenige Priester und sehr wenige Leute mit ausreichenden Kenntnissen im christlichen Glauben. Und er hat uns vorgeschlagen, eine ganz einfache Strategie anzuwenden und drei Hauptpunkte herauszuschälen. Zuerst Solidarität, also die Liebe, dann Glaube und Religion zusammen, Glaube und Kultus als eine Einheit.

Diese Strategie fand ihre Anwendung in Kommunitätszentren, und zwar gerade dort, wo sich die Leute vom Lande, die Armen und Allerärmsten von ganz Brasilien ansiedeln. Sie, die in die Großstadt ziehen, ein neues Leben anzufangen, sind oft von ihrem Land vertrieben worden. Sie kommen also in die Stadt, ohne eigentlich hier sein zu wollen. Sie kommen ohne Ausbildung für die Arbeit in der Stadt und ohne jede Vorbereitung auf das Stadtleben. Zur Bildung der Kommunitätszentren galt es natürlich, ein Programm aufzustellen. Die erste Aufgabe war, für die Leute am Stadtrand zu sorgen. Mit der Zeit haben die Pfarreien des Stadtzentrums – zusammen 400 Pfarreien – den Entschluß gefaßt, überall am Rand der Stadt Baracken zu bauen, in denen das Volk zusammenkommen, wo es singen und beten, wo es das Leben analysieren und wo es dann verschiedene Aufgaben in der Gemeinde übernehmen kann. In einer solchen Gemeinde mit 49 derartigen Baracken hat man die Leute trainiert, zuerst mal für die Arbeit in der Stadt, aber auch fürs gemeinsame Einkaufen, Kochen, Nähen, für die Schulung der Kinder und der Jugend. Aber immer verbunden mit der Einführung ins Wirken Jesu.

Als der Erzbischof sein Palais verkaufen durfte, löste er vier Millionen Dollar ein, die dann diesem großen, stadtweiten Werk, den Kommunitätszentren, zugute kamen. 1979 hat das deutsche Hilfswerk Misereor 125 solche Kommunitätszentren mit aufbauen helfen, und so haben wir jede Woche zwei neue Zentren bauen können, in denen das arme Volk zusammenkommt und sich gegenseitig hilft, um weiterzukommen.

Das Volk entdeckt die eigene Kraft

Drei große Folgen zeitigten die Kommunitätszentren: Erstens hatten wir dadurch Verbindung untereinander, und es entstand ein Informationsnetz. Die Informationen gingen sehr schnell durch die ganze Stadt. Einmal sagte mir sogar ein Polizeichef: Wie kommt es nur, daß ein Arbeiter nachmittags um 5 Uhr verhaftet wird, und abends wissen alle Arbeiter schon davon, und am nächsten Tag weiß es die ganze Welt? Wie ist das nur mög-

lich? Wir sagten: Das ist so ein türkisches Telefon. Eine zweite Folge war, daß unsere Arbeiter jetzt auch eine Volksbasis, d. h. die Kommunität hinter sich hatten. Alles, was in der Fabrik gesprochen wurde, das wurde auch in den Kommunitätszentren besprochen. Und als sich 1978 die Arbeiter zusammensetzten, da waren die Frauen dabei, und auch die Kinder kamen mit. Die Polizei konnte nicht wie bisher auf die Menschen schießen. Die Leute konnten sogar in einem Demonstrationszug durch die Stadt marschieren, obschon man Kanonen gegen sie aufgefahren hatte. Die Soldaten erhielten Blumen und konnten nicht auf die Blumen schießen. Gewaltlos konnten wir etwas tun, was in Zentralamerika vielleicht so nicht möglich war, und wir errangen auch manche Erfolge.

Das Volk entdeckte seine Kraft und auch die eigenen Möglichkeiten. Das ist etwas ganz Neues in Lateinamerika und besonders in unserem Lande. Aber wir dachten immer: Wir müssen diese Erfahrung als Mission weitertragen. Es war also eine Bewegung zum Stadtrand, aber dann auch zu Randgebieten Brasiliens. Und schließlich sind wir tatsächlich zum Amazonas gegangen. Dort fingen wir 1973 an. Inzwischen arbeiten 15 bis 20 Pastoralträger dort. Wir haben dort etwa 200 Kommunitätszentren bzw. Basisgemeinschaften aufgebaut.

Wir bereiten sogar einen weiteren Schritt vor: Wir möchten nach Afrika, nicht als Missionsorden oder als Gruppe, sondern als Diözese. Es sind schon ein paar hundert Leute daran, die Dinge zu studieren: In der Vergangenheit sind innerhalb von 300 bis 400 Jahren ungefähr 5 Millionen Afrikaner von Afrika nach Brasilien deportiert worden, und wir möchten wiedergutmachen, was wir Afrika schulden. Einiges ist da ganz ernsthaft in der Planung.

Kampf für Amnestie – Widerstand gegen Zensur

PHASE III: In einer dritten Phase geht es um die *Menschenrechte*. Bürgerrechte sind auch die Rechte der Kinder Gottes. Als wir das zum erstenmal formulierten, wurden wir alle Kommunisten geschimpft. Ich will von einigen Fällen erzählen.

► Ein erstes Anliegen war uns die *Amnestie* für Brasilianer im Exil. Der Präsident der Kommission *Iustitia et Pax* fuhr durch ganz Europa und Amerika und entdeckte, daß mindestens 10000 Brasilianer als Flüchtlinge im Exil waren. Ohne Prozeß waren diese 10000 ausgewiesen worden oder waren aus Panik und wegen Verfolgung geflohen. Der Präsident der Kommission hat das veröffentlicht, und dann wurde in Brasilien auf die Amnestie hin gearbeitet; denn jeder hat ein Recht auf sein Vaterland. Auch in der Kathedrale gab man es bekannt. Die Kathedrale ist das Symbol für das offene Wort der Christen in São Paulo. 1976 wurde die Forderung von der Kathedrale aus, von mir und auch von zehn schon bestehenden zivilen Organisationen erhoben, daß alle ohne Ausnahme zurückgerufen werden müssen. Soweit ein Verbrechen behauptet werde, sei es zuerst zu beweisen. Denn jeder ist unschuldig, solange er nicht vor Gericht und bei freier Verteidigung als schuldig erklärt wird.

Das war in Brasilien nie der Fall gewesen. Man wurde angeklagt, und schon galt man als Verbrecher. Doch allem Widerstand zum Trotz kamen wir immer wieder auf diese Forderung nach Amnestie zurück. Schließlich konnten alle Brasilianer wieder in die Heimat zurückkehren. Und der am meisten verfolgt worden war, ist am 15. November zum Gouverneur von Rio de Janeiro gewählt worden. – Wenn das in Brasilien möglich war, müßte Amnestie für alle Länder möglich sein.

Es stand uns aber noch ein härterer Kampf bevor – der *Kampf gegen die Pressezensur*. Ich möchte ein Beispiel erzählen. Unsere Kirchenzeitung ist eine kleine Zeitung. Sie hat eine Auflage von ungefähr 15000 Exemplaren. Aber jede Woche wurde von der Bundespolizei etwa die Hälfte am Manuskript gestrichen, manchmal sogar das Wort des Papstes, sehr oft das des Erzbischofs. Und wenn der Name Helder Câmara vorkam, dann haben sie ihn ganz sicher gestrichen. *Helder Câmara* ist nämlich mein *Onkel*. Da hieß es dann: Wissen Sie nicht, daß man in Brasilien diesen Namen nicht publizieren darf? Es gab natürlich nie so ein Gesetz.

► Was konnten wir gegen die Zensur tun? Da fing eines Tages eine kleine Presse an, die *«Volkspresse»*. Was die Polizei gestrichen hatte, sandten wir den Kommunitäten zu. Die haben das anstatt 15000mal fast 50000mal vervielfältigt, und so wurde es vom ganzen Volk gelesen und besprochen. Gewöhnlich war noch eine kleine Erklärung dabei, weshalb die Polizei das gestrichen hatte. Immer wieder von der Polizei abgefangen, setzte sich diese Volkspresse zusehends durch, weil sie gewöhnlich die interessanteren Meldungen brachte und nicht nur die Neuigkeiten, die direkt von der Regierung kamen.

Die Volkspresse war so wichtig für uns, daß wir uns sogar an einer offenen Journalistenschule angemeldet haben. Wir wollten uns ein bißchen ausbilden im Ausdruck und in der Drucktechnik. Als wir so in einem großen Saal zusammenkamen, habe ich mich umgeschaut und gesehen, daß alle Bischöfe von São Paulo – es waren damals sieben Bischöfe – den Kursus mitmachten.

Es wurde wichtig, Journalisten zu haben, besonders Journalisten im Untergrund. Es war eine wunderbare Zeit in dem Sinn, daß wir uns wirklich verbunden fühlten in der Freiheit, die wir uns nahmen und in der Verantwortung für alle. Ich darf Ihnen sagen: Man wurde verfolgt und war froh, verfolgt zu werden. Ob es anderen möglich ist, das zu verstehen, weiß ich nicht. Aber es war wirklich so. Man hatte jeden Tag sehr viel Angst, daß irgend etwas passieren könne. Aber die Angst nimmt die Freude nicht, wenn man mit dem Volk verbunden ist.

Wenn die Basisgemeinschaften zusammenkamen und der Erzbischof kam zu Besuch: Dann waren die Messen immer draußen, weil kein Saal groß genug war; das Volk war wirklich glücklich, zur Kirche zu gehören, und sie selber prägten das Wort *«Wir sind Kirche»*. Die Pressezensur wurde dann 1976 aufgehoben; aber unsere Zeitung wurde noch bis Mai 1978 zensiert, weil sie so gefährlich war.

Los desaparecidos – die Verschwundenen

In jenen Jahren sind wir auch auf andere Weise für die Menschenrechte eingetreten. Wir haben eine *Woche der Menschenrechte* organisiert. Am Schluß der Woche hat uns die Regierung dann den Rundfunk genommen. In Brasilien ist der Rundfunk privat. Wir hatten den besten Rundfunk im Lande, der vom Norden bis zum Süden gehört wurde. Da hat uns die Regierung den Rundfunk einfach weggenommen. Dennoch haben wir hartnäckig Widerstand geleistet. Wir brachten ein Heft mit der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte heraus, und zwar zuerst in 50000 Exemplaren. Das war zu wenig. Dann in 100000 und schließlich 500000. In dem Heft folgten auf die 30 Artikel der Menschenrechte Bibelworte und Erklärungen der Kirchen: es wurde ökumenisch herausgegeben. Das ging dann unter das ganze Volk. Und die UNO hat wohl nie so viel Erfolg gehabt und dafür nie so wenig bezahlt.

Wir waren auch bestrebt, die verschwundenen Leute wieder ausfindig zu machen. Aber das ist ein sehr schweres Kapitel, es ist ein fürchterliches Kapitel. Es ist eine Schande für ein Land und die Menschheit, wenn Leute gefangengenommen werden und dann auf einmal verschwinden.

Es fällt mir jetzt gerade ein Fall ein: Eine ganz jung verheiratete Frau kam zu mir, wie die Leute immer zur Kurie kamen, wo ich dreimal in der Woche sitze, um jeden zu empfangen, der zu mir kommen will. Da kam sie herein, zeigte einen Ring vor und sagte: *«Heute morgen ist der Ring unter meiner Tür erschienen. Was bedeutet das?»* – Sie können sich vorstellen, was das bedeutet. – *«Mein Mann wurde vor zwei Wochen abgeführt, und jetzt ist der Ring aufgetaucht.»* Vielleicht war es ein Freund, der sagen wollte: *«Ihr Mann ist tot, – aber das habe ich ihr nicht sagen können. Vielleicht ist es auch ein Zeichen, daß ihr Mann zu einem Freund sagte: «Gib meiner Frau diesen Ring, damit sie die Hoffnung nicht verliert. Und dann kommt so eine Frau, eine Mutter, jede Woche wieder und fragt: «Haben Sie etwas gehört von meinem Mann? Oder haben Sie etwas gehört von meinem Sohn? Von meiner Tochter?» – Und eine Frau tut das schon zehn Jahre lang und hofft noch immer, jemanden wiederzufinden, der vielleicht schon zehn Jahre tot ist. Wir haben sogar mit Expeditionen bis nach Mittelbrasilien alle ausgefragt, die mit den Leuten zusammen waren, um über das Schicksal der Vermißten etwas herauszufinden, aber es ist sehr schwierig.*

Deshalb haben wir uns 1976 zusammengetan, um für die Verschwundenen zu sorgen und gegen die Verletzung der Menschenrechte in der gesamten *Südregion* von Lateinamerika einzutreten. In einer ökumenischen Gruppe unserer Diözese arbeitet ein Pastor – er ist Presbyterianer –, der seine ganze Zeit für die Durchsetzung der Menschenrechte hingibt. Bezahlt wird er von seiner Kirche, aber in den Augen vieler Leute ist er ein Hilfsbischof von São Paulo.

Letzthin haben wir eine Liste von den 7400 in Argentinien Verschwundenen herausgegeben. Sehr wahrscheinlich gibt es mehr als dreimal so viele. Aber bei diesen 7400 konnten wir genaue Angaben machen: Name, Zuname, Geburtstag, den Ort, wo sie verschwunden sind, und besondere Kennzeichen.

Weiterhin haben wir einen Kalender zusammengestellt: Zu jedem Tag, an dem ein Kind verschwunden ist, haben wir die Fotografie des Kindes abgedruckt und so 120 Tage im Jahr dem Gedenken an diese Kinder gewidmet.

PHASE IV: Die vierte Phase ist vielleicht die entscheidendste für uns. Wie Sie wissen, begannen sich 1975 die Dinge etwas zu bessern; es gab eine gewisse Pressefreiheit und auch mehr Freiheit für die kirchliche Arbeit.

Konflikte um Land und Boden

Wir haben das ganze Volk Gottes befragt, was es als Kirche für das Volk tun will und wo es die *Prioritäten* sieht. Ein halbes Jahr lang wurde darüber diskutiert, und wir haben *Paulo Freire* geholt mit seiner ganzen Equipe. Auf Dias hat er zur Darstellung gebracht, wie das Volk sich bisher entwickelt hat und was alles passiert ist. Die Materialien gingen durch alle Basisgemeinschaften und wurden überall besprochen. Folgende Prioritäten traten in den Vordergrund:

- eintreten für die Menschenrechte, und zwar motiviert vom Evangelium her;
- eintreten für die Arbeiter (São Paulo ist eine Arbeiterstadt, aber die Gewerkschaften sind nicht frei. Die Unternehmerorganisationen haben viele Rechte, dagegen haben die Gewerkschaften überhaupt keine Rechte und sind direkt abhängig von der Regierung);
- weiterarbeiten in den Randbezirken der Stadt, weil immer neue Leute hinzukommen. (Jährlich kommen 350000 bis 400000 hinzu. Das sind mehr als 1000 pro Tag. Und für diese Leute werden Basis- oder Kommunitätszentren gebaut);
- allgemein für immer Gemeinschaft, auch im Religiösen, zu sorgen.

In dieser Richtung wurde dann auch gearbeitet. Wichtig war, daß das Arbeitervolk selbst sich als das Volk Gottes fühlte, und daß es jedem klar wurde, daß er aus der Kraft Gottes und aus der Kraft des Volkes die Gerechtigkeit verteidigen muß.

Die nächste Aufgabe, vielleicht die allerwichtigste für die Zukunft Brasiliens und für Lateinamerika – ich möchte sogar sagen für die Welt – ist die Lösung der Konflikte um Land und Boden. Wir haben heute ungefähr tausend Regionen in Brasilien, in denen es solche Konflikte gibt. Das heißt, daß Menschen, die dort 10 Jahre, 20 Jahre, 100 Jahre, 200 Jahre gearbeitet haben, über keine Besitzurkunde verfügen, so daß ihnen das Land juristisch nicht gehört. Und deshalb werden sie einfach weggewiesen, wenn größere Firmen das Land aufkaufen.

Es ist ein sehr gutes und fruchtbares Land. Wir haben kaltes Klima, aber auch heißes Klima, fast vom Südpol bis über den Amazonas hinweg. Wir könnten soviel produzieren, daß das ganze Volk davon zu leben hätte, und wir würden noch exportieren in wer weiß wie viele Länder. Aber wir können all das nicht, wenn diese kleinen Leute hinausgeworfen werden, am Stadtrand landen und kein Geld haben, auch nur etwas zum Essen zu kaufen. Deswegen kommt es zu Konflikten, bei denen Bischöfe, Priester und andere Pastoralträger für das Volk eintreten. Noch jüngst wurden zwei französische Priester festge-

nommen und verurteilt. Jedoch: Hier sind nicht die Priester verurteilt worden, sondern eigentlich die Kirche und das Volk.

Im vergangenen August fiel es mir zu, gerade dort, wo sie verhaftet worden waren, Exerzitien für Pastoralträger zu predigen. An einem Abend hielten wir draußen im Freien einen Kreuzweg. Wir waren so ungefähr 60 Leute. Je vier Männer und Frauen hatten eine Station übernommen. Bei jeder Station haben wir überlegt: Was ist mit Christus passiert, und was geschieht in unserer Gemeinde? Und bei jeder Station wurden vier oder fünf Namen von Leuten genannt, die bei den Landkonflikten umgekommen sind. Sie können sich vorstellen, was das bedeutet, wenn eine Witwe, die sieben kleine Kinder hat, sagt: Mein Mann ist umgekommen, weil er gegen das Urteil aufgetreten ist; er ist einfach erschossen worden. Man merkt, daß die Regierung jetzt mehr auf dieses Problem der Landkonflikte eingeht und daß sich vielleicht etwas ändert.

Ich möchte nur aufmerksam machen auf zwei Worte, die in der letzten Zeit geschrieben oder gesprochen worden sind. Das erste war ein Wort des Hl. Vaters: Er hat über die Verschwundenen, aber auch über den Hunger in der Welt gesprochen, und dann hat er gesagt, die Welt habe die Möglichkeit, den Hunger zu besiegen. Als zweites führe ich die «World Development Reports» von 1982 an. Es heißt dort: In praktisch allen Ländern, wo die autochthone Landwirtschaft bewußt gefördert wurde, ist auch ein rapider Fortschritt des Ganzen gelungen.

In Brasilien würde das heißen: Wir müssen diese Landkonflikte überwinden, und die Leute müssen an Ort und Stelle bleiben und dort arbeiten können. Die Kirche wird immer für diese Leute eintreten, auch wenn sie wieder verfolgt wird und wenn neue Priester und Laien verhaftet werden.

PHASE V: Die fünfte Phase steht uns noch bevor. Für *freie Wahlen* haben wir unseren Beitrag geleistet, und sie haben am 15. November stattgefunden. Fast jede Diözese hat zu den Wahlen eine Schrift herausgegeben. Ich habe hier die Schrift unserer Diözese, ein kleines Büchlein, natürlich volkstümlich aufgemacht. Dazu gibt es noch Dias mit dem gleichen Inhalt. Sie wurden von Paulo Freire und seiner Gruppe ausgearbeitet. Fast jede Diözese hat das getan, damit sich das Volk auch wirklich an der Wahl beteiligen konnte. Aber wir haben auch ein kleines Büchlein herausgegeben über die, die bei den Konflikten, besonders den Landkonflikten, umgekommen sind. Das Büchlein trägt den Titel: «Sie sind gestorben – Sie leben weiter». Für jeden Tag des Jahres wird angegeben, wer umgekommen ist und auf welche Weise er getötet wurde.

Der pastorale Ansatz aus der Option für die Armen

Weshalb sage ich das? Weil ich meine, daß wir die drei großen Prinzipien von Puebla wirklich durchführen müssen. Das *erste*, was Puebla uns vorschreibt, das ist die «participación y comunión» – Mitsprache und Gemeinschaft. Das Volk darf *nicht weiter paternalistisch* behandelt werden, sondern muß selber die *Geschichte in die Hand nehmen*, es muß sich *zusammentun*. Wenn es sich nicht zusammenschließt, wird es nie ein organisiertes Volk werden. Und das wird in dem Büchlein immer wieder vorgebracht: wir müssen uns an den Wahlen beteiligen.

Das *zweite* Prinzip von Puebla: Die ganze Kirche soll vorrangig für die Armen sorgen und auch selber arm leben. Es ist merkwürdig, daß dies gerade die Mittelschichten gut aufgenommen haben, weil sie bei den Auseinandersetzungen sehr viel gelitten haben. Indem das Volk die eigene Geschichte in die Hände nimmt, wirkt es befreiend. Dies wurde bereits auf der Bischofsversammlung von Medellín (Kolumbien 1968) immer wieder unterstrichen.

Drittens: Gerechtigkeit und Brüderlichkeit gehen miteinander. Dieses Mitfühlen und zueinander Stehen ist eine Forderung des Evangeliums. Man soll reich sein, indem man den anderen versteht. Aber man kann es nur, indem man gerecht ist.

Vor drei Monaten ungefähr kamen alle Priesteramtskandidaten unserer Diözese zusammen. Zwei Stunden lang haben wir uns unterhalten, welche Spiritualität diese unsere Zeit von uns

verlangt. Auch bei uns ist ja nicht alles zum vornherein klar. Wir müssen unseren Weg selbst finden, oft sogar den Weg erst bauen, den wir gehen. Als erstes wurde da die Spiritualität der Märtyrer genannt. Es sind schon sehr viele Bücher herausgegeben worden über Märtyrer in Lateinamerika, aber nicht über Märtyrer im Ursinn, als Zeugen für den Glauben und für das Schicksal des Volkes.

Als die Bischöfe zusammenkamen, haben sie das griechische Wort – *matyrion* – Zeugnis – mit ihrer eigenen Spiritualität und der Gesamtorientierung der Kirche in Verbindung gebracht. Und ein weiteres griechisches Wort wurde aufgegriffen: *koinonia* – Gemeinschaft. Wir müssen also zusammenhalten, zusammenleben. Wenn wir gegeneinander sind, sind wir schon halbtot oder zumindest unwirksam. Und als drittes: die *diakonia* – der Dienst. Darin darf man alles zusammenfassen, was wir in den letzten zwölf Jahren erlebt haben. Dem Volk dienen, damit Gemeinschaft wird; darin soll jeder sein Zeugnis für den Glauben geben.

Eine weitere Folge aus den Prinzipien von Puebla war, daß viele neue Träger des Apostolats aufkamen, besonders Laien. Wie Sie wissen, haben wir in ganz Brasilien 120 Millionen Einwohner, die fast alle katholisch sind. Dagegen haben wir weniger als 12000 Priester. Aber Laienapostel gibt es überall, so daß ich vor fünf Jahren mit den Bischöfen beschlossen habe, eine Fakultät eigens nur für Laien zu gründen, an der also keine Priesteramtskandidaten studieren.

Die Ausbildung dort dauert fünf Jahre. Sie findet an drei Abenden und am Samstagmorgen statt, damit die Laien nicht von der Familie getrennt werden und mindestens noch an drei bis vier Abenden Zeit für die Familie haben. Die erste Gruppe mit 25 Leuten ist jetzt fertig, und vor einem Monat haben sie ihr Diplom bekommen. Das war eine große Freude! Immer zahlreichere Gruppen kommen zur Fakultät, aber nicht etwa, um als Laienapostel auf ein höheres Niveau aufzusteigen, sondern um als Laienapostel auf dem Niveau des Volkes zu arbeiten.

Konfrontation von Glauben und Leben

Ein Exeget, ein aus Holland gebürtiger Pater, der mittlerweile auch in Europa bekannt ist, *Carlos Mesters*, hat einmal gesagt: «Ich muß immer ein halbes Jahr unter dem Volk leben, damit ich überhaupt noch Exegese betreiben kann. Denn wenn ich nur lese, was in Europa – besonders in Deutschland – und Amerika publiziert wird, dann werde ich langsam überhaupt nicht mehr vom Volk verstanden.» Das ist nicht gegen die deutsche Exegese gesagt. Im Gegenteil! Mein großer Traum war immer, Exegese in Deutschland zu studieren.

Carlos Mesters erzählt in einem seiner Bücher, daß er dem Volke einmal bei einer kleinen Versammlung erklären wollte, daß der Durchgang durch das Rote Meer überhaupt kein Wunder sei. Da haben die Leute ihn unterbrochen und gesagt: «Das behalten Sie bitte für sich, denn es gibt doch Wunder.» So erzählt er viel von seinen Erfahrungen, an denen man sieht, daß das Volk wirklich eine Theologie von unten nach oben ausarbeitet, die getragen ist von der dauernden Konfrontation von Glauben und Leben. Diese Theologie der Laienapostel kann zusammen mit der wissenschaftlichen Exegese wirklich etwas Neues hervorbringen. Die Laienapostel sind die große Liebe, die jeder Bischof hat, und die wir ganz besonders pflegen.

Auch Orden und Kongregationen passen sich an und suchen neue Wege. Sie leben am Rande der Stadt zusammen mit dem ganz armen Volk. Das ist wirklich nicht so einfach.

Als ich anfang, hatten wir 12 Priesteramtskandidaten, 5 Ausländer und 7 Brasilianer. Voriges Jahr waren es 83 Theologiestudenten, und ich habe 16 Priester für die Erzdiözese São Paulo weihen dürfen; das ist die größte Zahl in der Geschichte überhaupt. Also es wird besser, es geht bergauf. Sogar die Minderbrüder haben in unserer Provinz 60 Novizen in diesem Jahr. Sie kommen fast alle aus den Basisgemeinschaften, also aus der praktischen pastoralen Arbeit. Viele sind älter und kommen mit Erfahrung und mit dem Wunsch, das weiterzuführen, was sie schon getan haben, aber in einem volleren Sinn.

Die Aufgaben werden immer größer, deshalb möchte ich Ihnen sagen: Wir müssen den *Austausch* pflegen, ganz besonders in der Theologie. Aus der Perspektive der Befreiungstheologie sollen jetzt 40–50 Bücher herausgegeben werden, die eine Synthese der Befreiungstheologie bringen. Die könnten vielleicht auch in Deutschland bearbeitet werden, so daß man sich gegenseitig befruchtet für diese neue Welt und für diese neue Zeit.

Bis 1976 hatten die anderen (spanischen) Länder Lateinamerikas für uns überhaupt keine Bedeutung. Jetzt, da wir alle leiden, und zwar alle unter der Diktatur, sind wir verbunden, so daß Argentinier, Brasilianer, Uruguayer, Paraguayer und Bolivianer sich wirklich als Brüder und Schwestern verstehen. Wir halten zusammen. Manchmal – so möchte ich sagen – ist das viel weniger rational als intuitiv. Aber es geht immer weiter, immer tiefer. (...)

Ich habe seinerzeit auf mein Bischofswappen – damals legte man noch Wert darauf – ein Wort aus dem Römerbrief geschrieben; es hieß: «Ex fide in fidem». Aber inzwischen habe ich es umgewandelt. Für mich heißt es heute: «Ex spe in spem». Ich meine, unsere Zeit ist wirklich die Zeit der Hoffnung. Hoffend in immer neue Hoffnungen hinein, das wäre wohl unser Ziel, und das wäre auch wohl die innerste Kraft unserer Entwicklung.

Kardinal Paulo Evaristo Arns

Jesus, der Severino heißt

«Wir sind viele Severinos» heißt der Refrain eines Liedes aus Pernambuco in Nordostbrasilien. Es gehört zu einem Spiel «Tod und Leben des Severino». Der Name steht für den getretenen, vertriebenen, umherirrenden Landarbeiter, Flüchtling und Zuwanderer, den es auf der Suche nach einer Überlebenschance in die Hauptstadt Recife treibt. *Horst Goldstein*, bekannt als Übersetzer vieler lateinamerikanischer Texte, geht in seinem Buch *Brasilianische Christologie* von diesem Spiel für «Natal» (Weihnachten) und von einer Reihe von Interviews aus der Küstenregion von Paraíba aus. Es sind Äußerungen über Jesus Christus von Leuten, die auf Landgütern arbeiten. Jahrhundertlang wurde Gott hier im Bild des Gutsherrn gesehen, vor dessen Unberechenbarkeit und Willkür man Angst hat. Auf der Seite des Volkes aber stand der zu Unrecht gezeißelte, gefolterte und ermordete Jesus, der «Schmerzensmann» als Verkörperung des «Schmerzensvolkes», das keine Besserung sieht: «Christusse der verinnerlichten Ohnmacht der Unterdrückten» (L. Boff). M. a. W. Der Volkskatholizismus ging nur bis zum Tod am Kreuz: eine «Christologie der Resignation zwischen Tod und Überleben».

Anders klingen Lieder und Texte z. B. zum Kreuzweg oder über den Exodus, die der Autor am Schluß seines Buches gesammelt hat. Hier ist Ostern nicht mehr so fremd. Im Text eines jugendlichen Firmlings, der Zeuge einer Auseinandersetzung zwischen Gutsherr und Landarbeitern gewesen war, heißt es z. B.: «Der auferstandene Jesus ist wie der Acker eines Landarbeiters, auf den der Großgrundbesitzer eine Rinderherde getrieben hatte, damit sie die Früchte zertrample ...; nachdem wir die Rinder vertrieben und Wachen aufgestellt haben, sprießen auf dem Acker wieder die Pflanzen. So ist Auferstehung.»

Im Mittelteil seines Buches (Kap. 2) systematisiert Goldstein eine Christologie, wie sie aus solch befreiender Praxis gewonnen wurde. Theologen aus dem übrigen Lateinamerika werden beigezogen, vor allem *Jon Sobrino* aus El Salvador. Einerseits geht es darum, aus einer bloß «wahren» Christologie (wie der von Chalkedon) zu einer verifizierten (wahr-gemachten!) vorzustoßen, andererseits die Bedingungen für ein Verständnis der Auferstehung Jesu wie im obigen Zitat zu sehen: «eine radikale Hoffnung auf die Zukunft, ein historisches Bewußtsein, das den Sinn der Geschichte als Verheißung begreift und eine bestimmte Praxis (Liebe), die im Grunde nichts anderes als die Nachfolge Jesu ist». Tatsächlich ist nach dem Stichwort von der «fortdauernden Menschwerdung» das von der *Nachfolge* für diese Christologie das entscheidende. Wie lange wird es brauchen, bis sie unser eurozentrisches «Status-Quo-Christentum» erschüttert? *Ludwig Kaufmann*

¹ H. Goldstein, *Brasilianische Christologie: Jesus, der Severino heißt*. Mettingen (Brasilienkunde-Verlag) 1982, 169 Seiten. Das Buch, das gleich in der Einführung eine treffende Kennzeichnung der Befreiungstheologie bietet, ist auch durch seine Literaturangaben (inkl. Platten, Kassetten usw.) bemerkenswert.

GRIECHISCHES MYTHISTOREMA

Geschichte und Mythos bei Giorgos Seferis, Odysseas Elytis und Jannis Ritsos

Will man die kognitive Funktion der Liebe auch auf ein kollektives Erkennen und Begreifen übertragen, so kommen im Falle Griechenlands berechtigte Zweifel an der Gültigkeit dieses Prinzips auf. Wie wenige Länder verehrt, verherrlicht und geliebt, ist Griechenland wie selten ein Land so einseitig betrachtet und erfaßt worden. Im sicheren Gefühl ihres Philhellenismus haben die Europäer in Griechenland das Land *ihrer* Sehnsucht, den Ursprung *ihrer* Geistesgeschichte erblickt. Sie haben beharrlich an diesem mehr oder weniger verklärten Bild festgehalten, der bewegten Geschichte und der wirklichen Identität der Griechen zum Trotz:

«Ich und meine Generation – und hierzu zähle ich auch Seferis – haben dafür gekämpft, das wahre Gesicht Griechenlands zu finden. Dies war notwendig, weil bis zu jenem Zeitpunkt als wahres Gesicht Griechenlands dasjenige in den Vordergrund trat, welches die Europäer als solches erblickten.»¹

Angesprochen ist hier die sogenannte Lyriker-«Generation der dreißiger Jahre», zu der die größten Dichter Griechenlands in diesem Zeitabschnitt, *Giorgos Seferis* (1900–1971), *Odysseas Elytis* (1911) und *Jannis Ritsos* (1909) gehören. Elytis konfrontiert uns in diesen Worten mit einem vom europäischen Verständnis Griechenlands abweichenden Selbstverständnis. Dieser Gegensatz läßt sich sicherlich nicht leicht bestimmen, zumal das «wahre Gesicht Griechenlands» in den Werken dieser Generation erheblich variiert. Unternimmt man es dennoch, nach einem übereinstimmenden griechischen Bewußtsein in dieser Lyrik zu suchen, so stößt man bei allen drei Dichtern auf eine unerschütterliche Gewißheit: die Gewißheit einer *diachronischen Kontinuität*, das Wissen um ein jahrtausendaltes Fortbestehen der nationalen Existenz und ihr sehr waches und bewußt gepflegtes Gedächtnis. *Geschichte* wird in diesem Bewußtsein selbst zum *Mythos* erhoben, sie steht nicht im Gegensatz zu ihm, wie ein westeuropäisches, pragmatisches Denken uns gelehrt hat. Fakten *und* ihre Sinnggebung – diese Einheit ist der Stoff des griechischen *Mythistorema*², eine selbsterfahrene Wirklichkeit, worin Sehnsucht nach der Vergangenheit auch Wunde und Bürde sein kann, worin als Identitätsquelle nicht nur Hellas, sondern auch die Orthodoxie fungiert, worin Kultur nicht selbstverständlicher Besitz, sondern ein stets zu verteidigendes Gut ist. Ein rationelles Erfassen aber einer solchen geschichtlich-mythischen Erfahrung wäre unzureichend: «Um dieses Ziel zu erreichen, mußten wir die Tradition des Rationalismus, die auf dem Abendland lastete, abbauen», schreibt Elytis³; ja, er ist überzeugt, daß, wäre Griechenland an dem Prozeß der europäischen Renaissance beteiligt gewesen, diese und der weitere Weg der abendländischen Kultur anders verlaufen wären.

Aber als in Europa die Renaissance, mithin die erneute Übernahme griechischen Geistes, einsetzte, fiel Griechenland selbst nach dem tausendjährigen Bestehen des byzantinischen Imperiums in einen durch die osmanische Fremdherrschaft erzwungenen Stillstand, der vierhundert Jahre dauern sollte; eine versäumte Zeit, in der es darauf ankam, das Elementarste zu bewahren: die Sprache und damit das Wissen einer historischen Kontinuität. Aus diesem unveräußerlichen Minimum heraus

begannen später die Griechen an die europäische Entwicklung anzuknüpfen. Nach der Revolution von 1821 und der Gründung des neugriechischen Staates vollzogen sie den Anschluß an Europa als etwas Selbstverständliches, als kehrte zu ihnen jene Welle zurück, die in Urzeiten aus ihrer Heimat nach Westen gefloßen war. Im Nullpunkt ihrer neueren Geschichte, nach jahrhundertelanger kultureller Isolierung, übernehmen sie damit auch jenes Bild ihrer selbst, das ihnen von den Westeuropäern entgegengehalten wurde; von jenen Philhellenen nämlich, die sich während des griechischen Freiheitskampfes an das Land der Griechen – das sie «mit der Seele suchten» – erinnerten und opferwillig für seine Befreiung eingesetzt hatten. Es war das ihrer Sehnsucht entsprechende, verklärte Bild der griechischen Antike.

Die Griechen griffen nach diesem idealisierten Bild und überboten sich an «hellenischem» Bewußtsein. Auch aus politisch-taktischen Gründen wollten sie als Nachkommen ihrer großen Ahnen gelten. Doch dieser berechtigte Anspruch zeitigte auch negative Folgen: Ihre natürliche, nie abgerissene Beziehung zur Antike, die auch in christlich-byzantinischer Zeit und in der langen Phase der Versklavung aufrechterhalten blieb, wurde verändert, verzerrt, von der offiziellen Erziehungspolitik und den verschiedenen «Ideologien» mißbraucht; abendländisches Denken, Philhellenismus und ein überzogenes Verständnis von sich selbst erklären den Anspruch auf eine neue Identität, den die Generation von Elytis neu formulieren will.

Der dahin führende Prozeß der Katharsis vollzieht sich – noch bis heute – im Sinne eines angemessenen, relativierten Bezuges des antiker Erbes auf die heutige Wirklichkeit. Wichtige Stationen in dieser Entwicklung sind die in den zwanziger Jahren entstandene Diskussion über die Gräzität und die Beschäftigung gerade der Dichter, die internationalen Ruhm erlangt haben, mit diesem Thema. Seferis, Elytis, Ritsos haben Griechenland und Griechentum zum Hauptstoff ihrer Lyrik erhoben, ohne einer nationalistischen Enge zu verfallen. Ganz im Gegenteil, und darin liegt ihre Bedeutung: gerade die Fixierung auf das Griechische befähigt sie zu einer Dichtung, die zur Weltlyrik wird. Das ist nur scheinbar paradox, denn griechische Existenz wird in ihren Gedichten als ein sehr alter Weg betrachtet, so alt, daß er nicht mehr von des Menschen Weg und des Menschen Existenz schlechthin zu unterscheiden ist. Griechentum und *conditio humana* decken sich: bei *Seferis* als tragische Betroffenheit durch die Geschichte, bei *Elytis* als beglückende Gewißheit von ewigem Fortbestand, bei *Ritsos* als Liebe zu dem immer und überall leidenden Menschen.

Da nun vieles und so viel vorüberzog vor unseren Augen daß auch die Augen nichts mehr sahen, nur noch was dahinterlag jenseits der Erinnerung wie die weiße Plane eines Nachts in einer Umfriedung

als uns fremde Gesichte erschienen, noch fremder als du und vorüberglitten und vergingen im reglosen Laub eines Pfefferbaums:

da wir so gut dies unser Schicksal erkannten
Irrde zwischen zerbrochenen Steinen seit drei- oder sechstausend Jahren

Stocherer in geborstenem Bauwerk das leicht unser eigenes Haus wär

gelehrige Schüler von Jahreszahlen und heroischen Taten: gelingt es uns noch,

da wir in Fesseln gelegt und versprengt
im Kampf, wie es heißt, mit unechten Schwierigkeiten
verirrt und wiedergelangt auf eine Straße die voll ist von blinden Heerzügen
versinkend im Schlamm und im See von Marathon,
gelingt es uns noch rechtens zu sterben?

¹ O. Elytis on His Poetry – From an Interview with Ivar Ivask: Books Abroad. An International Literary Quarterly 49 (1975) Heft 4, S. 631–643, hier S. 631. Heft 4 ist eine Sondernummer für O. Elytis.

² Von *mythos* und *historema* = Erzählung, Bericht. Christian Enzensberger übersetzt den von Seferis als Titel einer Gedichtsammlung benutzten Begriff *mythistorema* mit *Mythischer Lebensbericht*. Vgl. G. Seferis, Poesie. Texte in zwei Sprachen. Hrsg. von H.M. Enzensberger, übers. von Chr. Enzensberger. Frankfurt 1962, 2. Auflage 1964, S. 7.

³ O. Elytis, ebenda S. 631.

Christian Enzensberger, der Gedichte von Seferis⁴ ins Deutsche übertragen hat, sieht in der Verwendung des Mythos durch Seferis einen Königsweg der Moderne zur Universalität und Einfachheit: «Auf ihm kann jenes schwierige Geschäft gelingen, ein Grieche zu sein; denn der Mythos ist dasjenige seltene Ding, das am besten weiß, was wir bedeuten – solange wir uns in ihm wiedererkennen können: wo nicht, gefriert er zu Gips.»⁵ Seferis gelingt es, einen gemeinsamen Raum zu schaffen, in welchem Kommunikation auch für moderne Menschen möglich wird; ihm gelingt das zusammenhängende Bild einer durchaus unbequemen, lastenden, auch verzerrten Geschichte, aus welcher Wahrheit und Vollendung – «rechtens zu sterben» – äußerst behutsam, mit einem Fragezeichen versehen, auftauchen: «seit drei- oder sechstausend Jahren». Man merke den Stellenwert dieses, quasi nebenbei, hingeworfenen «oder». Der Dichter operiert damit, als überzeitliches Subjekt; hierbei intendiert er aber nichts anderes als die Legitimation griechischer Kontinuität, die jenseits der zeitlichen Halbierung bzw. Verdoppelung liegt.

GIORGOS SEFERIS ist im Jahr 1900 geboren. Sein Leben wurde geprägt von diesem bewegten Jahrhundert, für dessen Wirren sein Land einen besonders hohen Preis zahlte. Er ist von Beruf Diplomat gewesen, zuletzt Botschafter in London – ein Beruf, der ihm eine weltmännische Daseinsform ermöglichte, zugleich aber die Ferne von Griechenland bedeutete, unter der er sehr gelitten hat. Die erste Entwurzelung erlebt Seferis in seiner Jugend, als seine Familie seine Geburtsstadt, Smyrni, das heutige türkische Izmir, verläßt und nach Athen übersiedelt. Es folgen die Jahre des Studiums im Ausland, der Beginn der diplomatischen Laufbahn in Athen, dann die verschiedenen Auslandsposten. In den vor einigen Jahren erschienenen Tagebüchern liest man, wie qualvoll er die Spaltung seiner Person und seiner Energie als Diplomat *und* als Dichter empfindet. Als 1941 NS-Truppen Griechenland besetzen, folgt Seferis als Beamter des Außenministeriums der griechischen Exil-Regierung nach Kairo und Pretoria. 1944 kehrt er nach der Befreiung Griechenlands nach Athen zurück. Es folgen weitere Auslandsposten. 1963 wird Seferis der Nobelpreis für Literatur verliehen. Einige Jahre danach sollte ihm sein Land, dem sein am häufigsten zitiertes Vers gilt, «wohin ich auch reise, Griechenland verletzt mich», durch die Obristendiktatur (1967–1974) eine weitere Verletzung zufügen. Nach zweijährigem Schweigen, das er mit anderen Intellektuellen teilt, bezieht Seferis Stellung und brandmarkt die Militärdiktatur mit einer öffentlichen Erklärung, die internationale Beachtung findet. 1971 stirbt er in Athen. Seine Beerdigung wurde zu einer Demonstration für Freiheit und Demokratie.

Eins seiner Gedichte jener Zeit erzählt von einer Insel und einem Kap voller Schlangen und Katzen, die die Schlangen bekämpfen, die Insel von der Reptilienplage befreien, aber an ihrem Gift selbst untergehen. Diese Geschichte wird auf einem Schiff vom Kapitän selbst erzählt. Er gibt zwischen dem Steuermann den Befehl «Kurs halten». «Kurs halten» gibt mit «gleichgültiger Stimme» der Steuermann zurück.⁶ Sicherlich war dieser Ruf in finsternen Zeiten das geistige Vermächtnis des bis dahin einzigen Nobelpreisträgers des Landes, dessen Wort nicht nur deshalb größter Wert zukam und dessen politisches Engagement nun kurz vor seinem Tode während der Diktatur manifest wurde. Darüber hinaus war aber jener Ruf nach Einhalten des Kurses auch das imperativische Symbol jener Kontinuität, die «drei- oder sechstausend Jahre» anhält und die es zu bewahren gilt.

⁴ G. Seferis, ebenda S. 55.

⁵ G. Seferis, ebenda S. 99.

⁶ G. Seferis, Kap der Katzen: D. Coulmas (Hrsg.), Die Exekution des Mythos fand am frühen Morgen statt. Neue Texte aus Griechenland. Fischer Taschenbuch 1398, Frankfurt 1973, S. 87.

AUCH BEI ODYSSEAS ELYTIS sind wie bei Giorgos Seferis die von der Aktualität diktierten Symbole bedeutender als der aktuelle Anlaß selbst. Als Griechenland in den vierziger Jahren durch Krieg – Elytis kämpft als Offizier an der Front –, Besatzung und Bürgerkrieg heimgesucht wurde, reifte in Elytis jenes große dichterische Werk, das zum neuen umfassenden griechischen Mythos werden sollte, *To Axion Esti* («würdig ist» – in der deutschen Übersetzung mit *Gepriesen Sei* wiedergegeben).⁷ Es erscheint erst 1959. Es ist ein langes, streng aufgebautes Werk mit Prosapassagen im Duktus der Evangelien, versetzt mit «Psalmen» und «Gesängen» wie aus einer imaginären Liturgie. Anders als in westeuropäischer Lyrik jedoch vermitteln diese christlich-religiösen Formelemente bei Elytis einen dem griechischen Leser sprachlich und emotional durchaus vertrauten Bezug. Und darin liegt ein wichtiger Aspekt moderner griechischer Lyrik, nämlich die Möglichkeit, aus der kirchlichen Verstradition unmittelbar in der eigenen Sprache schöpfen zu können, d. h. ohne durch eine vulgata vom Leser getrennt zu werden.

In den drei Teilen von *To Axion Esti* wird von der *Genesis* und der *Passion* des Griechentums erzählt, sein *Preisgesang* schließt diesen mythischen Bericht ab. Doch ebenso wie bei Seferis wird dieses poetische Werk, das ja der episch-heroischen Empfindung der Griechen zutiefst entspricht und programmatisch das Griechentum betrifft, ins Allgemeine transzendiert. Es spricht aus ihm eine so starke menschliche Betroffenheit, daß es sich national nicht begrenzen läßt – so im 15. Gesang der *Passion*:

DU WOLLTEST mich, Gott, so vergelt ich es wieder.
Nicht einem verzieh ich,
ihr Flehen verwarf ich,
die Einsamkeit trug ich wie jeder Kiesel.
Was sonst noch brächt' mir das Schicksal?
Die Herde der Sterne führ ich dir zu
doch eh ich's vollendet, hat sie der Morgen
den *du* so geschaffen
in Netzen geraubt!
Hügel mit Burgen, Meere mit Obstbäumen
biet ich dem Wind
doch trinkt sie die Glocke des Abends,
die du so geschaffen!
Gräser erhebe ich, als ob ich sie rief
doch sieh, wie sie fallen
in der Hitze des Juli
die du so geschaffen!
Was, was sonst noch brächt' mir das Schicksal?
Sieh: du sprichst und ich bin es wirklich.
Den Stein schnell' ich hoch, zu mir fällt er nieder.
Stollen durchschürf ich, durchgrabe den Himmel.
Den Vögeln jag ich und vergeh in den Flügen.
Du wolltest mich, Gott, so vergelt ich es wieder.
Die Elemente, die du bist
die Nächte und Tage
Sonne und Sterne, Gewitter und Stille
stoß ich um, verändere die Ordnung
stell sie dem eignen Tod gegenüber,
den du so gewollt!

Nicht Prometheus, nicht Luzifer – beliebte Gottankläger der Romantik – stehen hinter diesen Versen. Nicht Gottesferne, sondern ein Einvernehmen spricht aus ihnen, ein «gottgewollter» Traum des Dichters. Elytis frönt nicht einem einfältigen Optimismus, er ist aber ein Prophet der Hoffnung, er glaubt und bekräftigt die «Gültigkeit des Unverhofften»⁸, die er im

⁷ O. Elytis, *To Axion Esti – Gepriesen Sei*. Ins Deutsche übertragen von Günther Dietz. Hamburg-Düsseldorf 1969, 3. Auflage 1980; der im folgenden zitierte Abschnitt auf S. 66. Mikis Theodorakis vertonte Teile des *To Axion Esti* in der Form eines modernen Volksoratoriums.

⁸ O. Elytis, «Lakonisch» aus *Sechs und ein Gewissensbisse für den Himmel*: O. Elytis, Ausgewählte Gedichte. Neugriechisch und deutsch. Ausgewählt und übertragen von B. Vierneisel-Schlörb und A. Kasolea. Bibliothek Suhrkamp 696, Frankfurt 1979, S. 107: «Und verkündet in der Verunfluteten Nacht/Durch eine kleine Grille wieder die Gültigkeit des/Unverhofften.»

Mikrokosmos seines Landes, im Zirpen einer kleinen Grille vernimmt.

Odysseas Elytis ist 1911 in Iraklio auf Kreta geboren. Seine Familie stammt aus Lesbos. Beide Inseln seiner Herkunft umspannen seinen geographischen und geistigen Standort, die Ägäis, die lichtdurchflutete Landschaft, die er zum absoluten Maßstab menschlichen Daseins erhebt: «DIESES, die Welt die kleine die große» heißt es im wiederkehrenden Vers des *To Axion Esti*. Sein unerschütterliches Vertrauen in die Permanenz der Schöpfung bezieht Elytis aus der Gewißheit, einer Sprache zu dienen, die dreitausend Jahre alt ist. Als er 1979 den Nobelpreis für Literatur bekommt, weist er in seiner Dankesrede in Stockholm auf die Dauer dieser ältesten Sprache unseres Kontinents hin, in der «*uranos*» (Himmel) weiterhin «*uranos*», «*helios*» (Sonne) weiterhin «*helios*» und «*thalassa*» (Meer) immer noch «*thalassa*» genannt werden. Die Grundstrukturen elytischer Lyrik sind unverändert geblieben. Das gilt auch für sein vorläufig letztes Buch, *Maria Nepheli*⁹, das ein Gespräch darstellt zwischen dem Dichter und einer jungen Frau, Prototyp aller zornigen, protestierenden Generationen seit dem Existenzialismus und bis heute. Der Dichter erhebt Maria Nepheli in die «Majestät des Lichts», in die Aureole eines erneuten Preisgesanges. Elytis ist sich treu geblieben, als Vertreter eines europäischen Idealismus, der noch heute seinen Widerstand leistet.

Es ist nicht der Ort, die Übereinstimmungen und die Unterschiede im Selbstverständnis der Dichter Seferis, Elytis und Ritsos genau zu bestimmen und zu analysieren. Man kann hier lediglich Gemeinsamkeiten signalisieren. So läßt sich neben dem zum Mythos überhöhten geschichtlichen Bewußtsein auch eine übereinstimmende Erfassung griechischer Landschaft feststellen. Griechische Natur nimmt zwar im poetischen Wort der drei Dichter unendlich viele, auch gegensätzliche Formen an. Doch das Gefühl einer – im Gegensatz zur griechischen Geschichte – kleinräumigen, geschlossenen Umwelt, mit spärlichem Boden, ist allen drei gemeinsam:

Odysseas Elytis in der *Genesis*:¹⁰

Spärlich das Erdreich zu deinen Füßen
daß du nicht Wurzeln schlägst
und ständig Wurzeln aus Tiefen emporziehst
und breit der Himmel oben
daß du für dich begreifst die Unendlichkeit.

Jannis Ritsos in *Geographische Herkunft*:¹¹

Senkrechter Felsen, – der den ganzen Tag die Sonnenglut trinkt,
sie tief im Inneren der offenen See zu
hält,

und Du, den Rücken an den Felsen gelehnt, die Brust
weit offen zum Meer, – halb Feuer, halb Kühle,
geteilt in zwei, in ständigem Kampf
das Wasser dem Stein vermählen.

(...)

Und danach die Nacht, die größte, geheiligt durch die Sterne.

Giorgos Seferis in *Mythistorema*:¹²

Wir die wir auszogen zu dieser Pilgerfahrt
betrachteten die zerbrochenen Statuen
nacktenklich, und sagten uns, daß das Leben nicht so einfach
verloren geht
und der Tod unerforschliche Wege hat
und seine eigene Gerechtigkeit:
daß, wenn wir aufrecht auf unseren Füßen sterben,
dem Felsen vermählt
geeint in Härte und Hinfalligkeit

⁹ O. Elytis, *Maria Nepheli*. Ins Deutsche übersetzt von B. Vierneisel-Schlöb, Nachwort von D. Coulmas. Bibliothek Suhrkamp 721, Frankfurt 1981.

¹⁰ O. Elytis, *To Axion Esti – Gepriesen Sei*. S. 12.

¹¹ Jannis Ritsos, *Monovassia*. Kedros-Verlag, Athen 1982, S. 24. Die Gedichtsammlung umfaßt von 1974–1977 geschriebene Gedichte und ist zuerst auf französisch im Verlag Maspero, Paris 1980, erschienen.

¹² G. Seferis, *Poesie*. S. 53; das nächste Zitat auf S. 31.

die alten Toten dem Kreis des Geschicks entflohen sind
und auferstanden
lächelnd in einer Ruhe, die wundernimmt.

Noch einmal Giorgos Seferis in einem anderen Gedicht der gleichen Gedichtsammlung:

Unser Land ist verschlossen, nichts als Berge
auf denen Tag und Nacht die niedrige Decke des Himmels liegt.
Wir haben keine Flüsse wir haben keine Brunnen wir haben
keine Quellen,
einzig ein paar Zisternen, leer auch sie, in denen es
widerhallt und zu denen wir beten.

Und erneut Jannis Ritsos im Werk, das selbst den Namen der *Romioossyni*, d. h. des Griechentums, trägt:¹³

Diese Landschaft ist hart wie das Schweigen,
sie preßt in ihrem Schoß das heiße Gestein,
in ihrem Licht die verwaisten Ölbäume und die Weinstöcke,
sie preßt die Zähne zusammen. Es gibt kein Wasser. Nur Licht.
Der Weg verliert sich im Licht, und der Schatten der Mauer
ist wie Eisen.

Die Verse aus der *Romioossyni* sind in einer fast seferischen, sparsamen Diktion gefaßt, eigentlich anders als sonst im Werk dieses Dichters, dessen erzählender, beschreibender, fast prosaischer Vers sich in einer unendlichen Reihe von Bildern, Metaphern und Vergleichen wie ein einzelner Redefluß entfaltet. In diesem Werk ist ein «wir», das Gemeinsamkeit erzeugt, unüberhörbar: «wir werden es schaffen, denn unsere Liebe ist mehr als unsere Einsamkeit.» Gemeinsamkeit ist aber auch in den vielen Gedichten der Grundton, in welchen das lyrische «ich» zu einem stummen «du» spricht, erklärend, aufrufend, anvertrauend, bittend. Darüber hinaus häufen sich im ganzen Werk die Elemente der Solidarität, des Gruppenbewußtseins sowie die Motive aus der Welt der Arbeiter, des einfachen Volkes auf dem Land und in den Städten. Es sind Formelemente, die von der politischen Zugehörigkeit von Ritsos herrühren, ohne daß sie sich jedoch dadurch in ihrer Bedeutung erschöpfen:

Wir sind Menschen – sagte er
Mitmenschen also.

Dieses «mit» steht immer
gegen jeden Tod
jedes Verhängnis.¹⁴

JANNIS RITSOS, geboren 1909, ist wegen seiner linksgerichteten Einstellung verfolgt worden; sein Werk war teilweise verboten, offiziell lange in Schweigen gehüllt. Von Krankheit und Armut geschlagen, insgesamt vierzehn Jahre in Konzentrationslager und Gefängnisse gesperrt, hört Ritsos nie auf, Gedichte zu schreiben, in denen seine kommunistische Überzeugung in einem freien Empfinden für den Menschen mündet, in denen Solidarität zum Humanismus wird. Verfolgung und Qualen verändern ihn nicht: In seinem Werk verweilt er wenig bei den Bösen, bei den Feinden; die Opfer und die Schwachen, die Bescheidenen und Leidenden nehmen stets den wichtigsten Platz ein. Mit unendlicher Zartheit und Zärtlichkeit, die an einen Heiligen Franziskus erinnern, besingt er die Natur und das alltägliche Leben der einfachen Menschen. Ritsos ist der Dichter der Liebe zu dem Menschen, unendlich tolerant und weise, wie jene griechischen alten Frauen, die sein Werk durchziehen, mal hierhin, mal dorthin verschlagen – «seit drei- oder sechstausend Jahren» – und ihre erduldeten Schicksalsschläge vor sich hinmurmeln, persönlich, überzeitlich – man weiß es nicht. Sie sind am Ende jeder ihrer Erzählungen stets bereit weiter zu sprechen, wieder zu beginnen, als wäre ihr Schoß noch im hohen Alter fruchtbar. Ritsos entscheidet sich auch in

¹³ J. Ritsos, *Griechentum: Milos geschleift*. Ins Deutsche übertragen von H. Czechowski, M. Hannsmann, Th. Nicolaou und H. Witt. Philipp Reclam junior, Leipzig 1979, S. 14. (ebenfalls bei Carl Hanser, München 1979 und als Band 31 der Heyne-Lyrik, München 1981).

¹⁴ J. Ritsos, *Das richtige «mit»*: Gedichte IV. Kedros-Verlag, Athen 1975, S. 314.

seinen bittersten Gedichten für den Wiederbeginn, selbst dort, wo der Verrat seiner Ideale – sei es durch die Auseinandersetzungen in den Reihen der griechischen KP, sei es durch Ereignisse wie Prag – unmißverständlich angedeutet wird. Und diese Kraft, die ihn, wie Louis Aragon bereits in den fünfziger Jahren sagte, zu einem der größten lebenden Dichter macht, kann man nur auf die Konsequenz seines Lebens zurückführen: Sein Elfenbeinturm sind die Deportationsinseln gewesen, seine *bouteille à la mer* eine wirkliche Flasche, in der er auf dem Konzentrationslager von Makronissos seine Gedichte im Sand versteckte. Wenn aber Militanz, Engagement, trotz solchen Martyriums, nicht im Propagandistisch-Aggressiven stecken bleibt, sondern zu einer Dichtung führt wie der von Jannis Ritsos, dann werden wir erneut gewahr, wie müßig Fragen sind wie die nach dem Gegensatz zwischen engagierter Kunst und *l'art pour l'art*, wie müßig es ist, Kunst überhaupt mit Etiketten zu versehen. Jannis Ritsos ist wiederholt für den Nobelpreis vorgeschlagen worden – er hat ihn nicht bekommen; 1977 wurde ihm der Lenin-Preis für den Frieden verliehen.

Zugleich und ungeachtet dessen wurde über seine vermeintliche Religiosität gesprochen – eine in Bezug auf einen lebenden Dichter eher abstrakte Frage. Gerechtfertigt ist dagegen die Ansicht, daß ohne den Nährboden des Christentums, wie das griechische Volk ihn bewahrte, weder die äußere religiöse Ikonographie seiner Verse noch ihre häufig auf religiöse Tradition anspielende Symbolik möglich wären. Besondere Bedeutung kommt hierbei dem Ostergeschehen zu. Die oft wiederkehrende Anspielung auf die Kreuzigung und die Auferstehung entspricht einer besonders griechischen Sicht des Lebens und der Geschichte: Es ist der Kausalzusammenhang zwischen Opfer und Erlösung oder, wie bei Odysseas Elytis, zwischen Passion und sinngebendem Gloriagesang.

Zu einer solchen Optik gehört auch eine große Vertrautheit mit

dem Tod und mit den Toten, ohne die ein diachronisches Bewußtsein nicht möglich wäre. Das Auftreten der Toten im Werk von Seferis, Elytis und Ritsos ist nicht nur ein dichterischer Topos, sondern substantieller Bestandteil ihrer Lyrik: Tote aus der nahen und nächsten Vergangenheit, aus den vielen Kriegen, den Besatzungszeiten, den Freiheitskämpfen, dem Widerstand. Tote aus den Urzeiten griechischen Ursprungs. Auch hier werden Geschichte und Mythos zur Einheit. Das gilt für Seferis und für Elytis bereits in ihren frühen lyrischen Werken. Jannis Ritsos wendet sich zur altgriechischen Mythologie erst in den fünfziger und vor allem in den siebziger Jahren, mit einer Reihe langer Gedichte, in denen nicht nur die bekannten, noch heute wirksamen mythologischen Gestalten, sondern auch die unscheinbaren ihren Platz finden – nicht nur Antigone, sondern auch Chrysothemis. Und Philoktet – jene Gestalt, die sich trotz des Verratenseins und der Enttäuschung erneut zum Kampf mitreißen läßt.

«Unsere große Dichtung dieses Jahrhunderts entsteht, insofern sie sich auf die Antike bezieht, aus dem doppelten Bedürfnis nach Widerstand und nach Selbstbesinnung. Sie stellt eine Verteidigung nach außen und zugleich eine innere Problemstellung dar. Es ist die Suche nach Bezug, nach Identität in Phasen der Niederlage, der Entwurzelung», schreibt Chrysa Prokopaki¹⁵. Vielleicht ist es aber auch mehr als das. Denn jene «unendliche Solidarität der Toten und der Lebenden», wie Seferis es formuliert, jene Erde, die «die ihre und die unsere ist» und die «keiner uns nehmen kann», wie es bei Ritsos heißt, kennen keine Phasen, keine Zeiten. Lebende und Tote sind die Protagonisten des immer währenden, zeitlosen, griechischen *Mythistorema*.

Danae Coulmas, Köln

¹⁵ Im Widmungsband für Jannis Ritsos. Kedros-Verlag, Athen 1981, S. 315.

Begräbt das neue Kirchenrecht ökumenische Hoffnungen?

Der 25. Januar, an dem die katholische Kirche Pauli Bekehrung feiert, wird als denkwürdiger Tag in die neuere Kirchengeschichte eingehen. Am 25. Januar 1959, dem letzten Tag der Weltgebetswoche für die Wiedervereinigung der Christen, überraschte Johannes XXIII. die Weltöffentlichkeit mit dem Plan, ein ökumenisches Konzil einzuberufen. Als Nahziel wurde die innerkirchliche Erneuerung im Sinn eines *aggiornamento* genannt, das Fernziel aber lautete: Einheit der Christen. Zugleich kündigte der Papst eine Totalrevision des Gesetzbuches des kanonischen Rechtes an.

Vierundzwanzig Jahre später, und zwar bis auf den Tag genau am 25. Januar 1983, unterzeichnete Johannes Paul II. die Apostolische Konstitution «*Sacrae Disciplinae*», mit der er das revidierte kirchliche Gesetzbuch für die lateinische Kirche promulgierte, das am ersten Adventssonntag 1983 in Kraft tritt.

Wie ein erster Durchblick zeigt, hat das neue Bild der Kirche des II. Vatikanischen Konzils dem neuen Kodex zweifellos sein Gepräge gegeben. Schon im Aufbau zeigt das neue Gesetzbuch ein etwas anderes Gesicht als der *Codex Iuris Canonici* von 1917. Dem Beispiel des Konzils folgend ist das «Volk Gottes» bewußt der «Hierarchie» vorgeordnet. Aber auch innerhalb der einzelnen Sachgebiete hat das Konzil seine deutlichen Spuren hinterlassen. Diese Tatsache allein schon wird sicherlich den ökumenischen Dialog in mancher Hinsicht erleichtern. Es geht im ökumenischen Gespräch ja nicht nur um einzelne Punkte, an denen das Zusammenleben der Konfessionen durch die Spaltung der Christenheit besonders belastet ist. Viel grundlegender geht es um das Kirchenverständnis insgesamt und die allgemeine theologische Grundhaltung gegenüber den andern Kirchen. Hierin hat das II. Vatikanische Konzil zweifellos eine Wende gebracht. Es hat der Gegenreformation den Ab-

schied gegeben und den Weg der Begegnung und Verständigung eingeschlagen. Das revidierte Gesetzbuch folgt dieser Richtung. Die Kirche sei «vom Willen Christi her gehalten», «die Wiederherstellung der Einheit unter allen Christen voranzubringen», heißt es in Canon 755. Es sei «Aufgabe des ganzen Kollegiums der Bischöfe und insbesondere des Apostolischen Stuhles, unter den Katholiken die ökumenische Bewegung zu fördern und zu leiten». Der einzelne Ortsbischof wird ermahnt, «den getrennten Brüdern in Freundlichkeit und mit Liebe zu begegnen» (Can. 383).

Dies soll nicht aus den Augen gelassen werden, wenn wir uns im folgenden auf spezifische Einzelfragen im interkonfessionellen Gespräch, also auf die sogenannten «heißen Eisen» beschränken. Wir fragen: Hat der neue Kodex in diesen herkömmlichen Streitpunkten Fortschritte gebracht, oder sind Türen zugemacht und Hoffnungen begraben worden? Haben ausdrückliche Wünsche oder gar Postulate, die in der Zeit zwischen Konzilsende und Kodex-Revision in Rom eingegangen sind, Gehör gefunden oder wurden sie abgewiesen? Hat man Dinge, die gegenwärtig noch voll im Fluß sind, bereits festgeschrieben, so daß die ökumenische Dynamik eher gebremst als gefördert wird? Tauchen im revidierten Gesetzbuch vielleicht sogar *neue* «Steine des Anstoßes» auf, die den Weg der Kirchen zueinander noch erschweren?

Das Mischehenrecht

Das strenge Mischehenrecht des alten Kodex von 1917, das im Pfarrer-Alltag jeder Diasporagemeinde ständiger Anlaß zu Reibungen und Konflikten war und dem Gewissen des nichtkatholischen Partners tatsächlich nicht gerecht wurde, ist auf besonderen Wunsch der Konzilsväter schon bald nach dem Kon-

zil durch das Motuproprio «Matrimonia mixta» (1970) *Pauls VI.* abgelöst worden. Darin waren erfreulicherweise die grundlegendsten ökumenischen Postulate erfüllt worden. Das Mischehenproblem war entkrampft. Immerhin blieben von nichtkatholischer Seite noch manche Wünsche übrig, die auch von katholischen Ökumenikern unterstützt wurden.

► Der Vorstand des *Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes* schrieb in dem «Memorandum», das er im Hinblick auf den geplanten Papstbesuch in der Schweiz 1981 herausgab: «Die Regelung «Matrimonia mixta» stellt von römisch-katholischer Seite einen wichtigen Schritt zur Verbesserung der Lage dar, bringt aber in unseren Augen noch keine befriedigende Lösung des Problems.» In unserem Lande, «wo ein Drittel der Ehen über konfessionelle Grenzen hinweg geschlossen werden und an manchen Orten die Zahl der gemischten Ehen größer ist als diejenige der innerhalb derselben Konfession geschlossenen Ehen», dürfen konfessionell gemischte Ehen «nicht als Anomalie betrachtet werden». Die Notwendigkeit von bischöflichen Dispensen (vom Ehehindernis der Bekenntnisverschiedenheit und - bei protestantischer Trauung - von der katholischen Trauungsform) sei «für den nicht-römisch-katholischen Partner und für die Kirche, der er angehört, eine schwer annehmbare Zumutung». Der Kirchenbundsvorstand schloß: «Neue Schritte sind darum erforderlich.» (S. 18f.)

► Das gleiche Anliegen trug der Ratsvorsitzende der *Evangelischen Kirche in Deutschland*, Landesbischof *D. Eduard Lohse*, dem Papst 1980 bei seinem Pastoralbesuch im Ursprungsland der Reformation vor. In seiner Ansprache an Johannes Paul II. sagte er: «Wir leiden mit vielen Christen darunter, daß Ehen, die evangelische und katholische Partner in gemeinsamer Verantwortung vor Gott eingegangen sind und führen, oft nicht die kirchliche Anerkennung ... finden, die wir ihnen schuldig sind.»¹

► Aber auch von katholischer Seite waren ähnliche Wünsche nach Rom gegangen. Die *gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik in Deutschland* (1971-1975) bat in einem ausdrücklichen Votum den Papst, «das Ehehindernis der Konfessionsverschiedenheit für den Bereich der Deutschen Bischofskonferenz aufzuheben».² Schon 1970 hatte die deutsche Bischofskonferenz in ihren Ausführungsbestimmungen zu «Matrimonia mixta» erklärt, «daß bei den Gegebenheiten in Deutschland in jedem Fall ein Dispensgrund vorliegt». «Daher braucht für die Dispenserteilung nicht eigens ein Dispensgrund angegeben zu werden.»

► Ebenso war die *Schweizer Synode 72* der Ansicht, «daß das Ehehindernis der Bekenntnisverschiedenheit der neuen ökumenischen Haltung nicht entspricht». Gesamtschweizerisch hielten sich z. B. 1981 die Eheschließungen von homogen katholischen Paaren und von Mischehepaaren (mit katholischem Partner) fast die Waage. Das Verhältnis lag bei 11899 zu 10921. Auf 100 homogen katholische Paare kamen also 92 Mischehepaare. In den Städten wie Zürich sind die Mischehen sogar in großer Überzahl. Bei den Eheschließungen von 1981 kamen in Zürich auf 100 homogen katholische Paare 128 Mischehepaare (in absoluten Zahlen: 581:745). Die Synode 72 bat in einem gesamtschweizerisch verabschiedeten Votum die Bischofskonferenz, «bei der zuständigen Instanz dahin zu wirken, daß dieses Ehehindernis beseitigt wird». Darüber hinaus empfahl die Schweizer Synode 72 den zuständigen gesamtkirchlichen Instanzen, «die Regelung zu treffen, daß bei bekenntnisverschiedenen Ehepartnern die nichtkatholische kirchliche Trauung als gültige Eheschließung anerkannt wird, sofern kein trennendes Ehehindernis vorliegt». Viele evangelische Pfarrer betrachten es in der Tat als eine «Zumutung», daß eine protestantische Trauung eines reformiert/katholischen Mischehepaares ohne besondere bischöfliche Dispens von der Formpflicht (für den katholischen Partner) von der katholischen Kirche als null und nichtig angesehen wird.

Das *neue Kirchenrecht* ist auf diese Postulate aus den klassischen Ursprungsländern der Reformation nicht eingegangen. Der revidierte Kodex hat zwar die früheren «verbotenden Ehehindernisse», die eine Eheschließung zwar nicht ungültig machten, aber ohne besondere kirchliche Dispens für «unerlaubt» erklärten, allgemein fallen gelassen. Aber ausgerechnet die Mischehe wird ohne ausdrückliche Erlaubnis der zuständigen Autorität weiterhin für «verboten» erklärt. (Can. 1124) Das

¹ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles Nr. 25, Papst Johannes Paul II. in Deutschland, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, 1980, S. 78.

² Offizielle Gesamtausgabe I der Synodenbeschlüsse, 1976, S. 803

Ehehindernis bleibt damit praktisch bestehen. Auch die katholische Trauungsform bleibt obligatorisch. (Can. 1127 u. 1108) Wenn einer katholischen Trauung «erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen», muß der katholische Partner um bischöfliche Dispens von der Formpflicht nachsuchen. (Can. 1127) Ohne Dispens wird die nichtkatholische Trauung nicht als gültig anerkannt. Nur im Falle einer Mischehe eines Katholiken mit einem Ostchristen wird auch eine orthodoxe Trauung durch einen geweihten Amtsträger von der Kirche ohne besondere Dispens allgemein anerkannt (Can. 1127).

Ökumenische Gottesdienstgemeinschaft

Da nach dem Wort der Schrift der Herr selber «in der Mitte ist, wo zwei oder drei in seinem Namen versammelt sind» (Mt 18, 20), und da diesem Gebet Erhörung verheißen ist, hat das II. Vatikanische Konzil das gemeinsame Gebet als «ein höchst wirksames Mittel, um die Gnade der Einheit zu erleben», bezeichnet und es deshalb auch besonders empfohlen. (Ökumenismus-Dekret Nr. 8) Gemeinsame Gebets- und Wortgottesdienste sind inzwischen bei besonderen Anlässen weitherum eine feste Einrichtung der christlichen Kirchen geworden. Die Gemeinsamkeit im Gebet und im Hören des Wortes Gottes hat begreiflicherweise den Wunsch verstärkt, diese Einheit auch in der sakramentalen Gemeinschaft, besonders im Herrenmahl, zu bezeugen und zu vertiefen. Das Konzil selber hatte die Türe dazu ein Stück weit geöffnet.

Während bis zum Vorabend des II. Vatikanischen Konzils das kanonische Recht dem Katholiken jede «Communicatio in sacris», vornehmlich jede Gemeinschaft in den Sakramenten und im sakramentalen Gottesdienst, allgemein streng verboten hatte (Can 1258 und 731), erklärte das Konzil gegenüber den getrennten *Ostkirchen*:

«Da diese Kirchen trotz der Trennung wahre Sakramente besitzen, vor allem aber in der Kraft der apostolischen Sukzession das Priestertum und die Eucharistie, ... so ist eine gewisse Gottesdienstgemeinschaft unter sich bietenden geeigneten Umständen mit Billigung der kirchlichen Autorität nicht nur möglich, sondern auch ratsam.» (Ökumenismus-Dekret Nr. 15)

Der *revidierte Kodex* bestimmt nun in Canon 844 des genaueren: «Die katholischen Gläubigen, denen es physisch oder moralisch unmöglich ist, den katholischen Priester aufzusuchen, dürfen die Sakramente der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung von nicht-katholischen Amtsträgern solcher Kirchen, in denen diese genannten Sakramente gültig gespendet werden, empfangen, so oft die Notwendigkeit es fordert oder der geistliche Nutzen es nahelegt, sofern nur die Gefahr des Irrtums oder des Indifferentismus vermieden wird.» *Umgekehrt* «dürfen katholische Amtsträger die Sakramente der Buße, der Eucharistie und der Krankensalbung den Gläubigen der Ostkirchen, die keine volle Gemeinschaft mit der katholischen Kirche haben, spenden, wenn sie spontan darum bitten und (innerlich) richtig disponiert sind.» Was gegenüber den Ostkirchen gilt, soll gleicherweise gegenüber anderen Kirchen gelten, die sich hinsichtlich der Sakramente in der gleichen Lage befinden. Darunter fallen in unserer Region mit Sicherheit die christkatholischen oder altkatholischen Kirchen.

Was die «anderen» getrennten Christen, d.h. konkret die Gläubigen aus den *Reformationskirchen* betrifft, bestimmt der gleiche Canon:

«Die katholischen Amtsträger dürfen dieselben Sakramente anderen (getrennten) Christen bei Todesgefahr oder - gemäß Urteil des Ortsbischofs oder der Bischofskonferenz - in anderen dringenden Notfällen spenden, wenn diese einen Amtsträger ihrer eigenen Gemeinschaft nicht aufsuchen können und aus eigenem Antrieb darum bitten, sofern sie hinsichtlich dieser Sakramente ihren Glauben im Einklang mit dem katholischen Glauben zum Ausdruck bringen und in der rechten (see-lischen) Verfassung sind.»

Dieser letzte Abschnitt hat bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. Im Ökumenischen Direktorium von 1967 hatte das rö-

mische Einheitssekretariat unter den schweren Notfällen: «Todesgefahr», «Verfolgung» und «Gefängnis» namentlich genannt. Über andere «dringende Notfälle» soll der Ortsbischof oder die Bischofskonferenz entscheiden. (Nr. 55) Mit andern Worten war damit gesagt, daß eine Erweiterung der möglichen Fälle von Sakramenten- und Eucharistiegemeinschaft in gewissen andern Situationen nicht ausgeschlossen ist. In der ökumenischen Praxis mehrten sich dann auch bald diese «Fälle», und zwar so sehr, daß das Einheitssekretariat in einer eigenen Instruktion (Januar 1970) erklärte, nach erneuter Prüfung der Dinge sehe man «gegenwärtig» keinen Anlaß, von den Richtlinien des Ökumenischen Direktoriums (1967) abzugehen. Die starke Hervorhebung des Wortes «gegenwärtig» gab offensichtlich zu verstehen, daß noch nicht das letzte Wort in dieser Sache gesprochen sei und die Zeiten sich ändern könnten. Tatsächlich wurde kaum zwei Jahre später in einer neuen Instruktion über «mögliche Fälle der Zulassung anderer Christen zur Kommunion in der katholischen Kirche» (Juni 1972) ein weiterer Fall genannt, wenn nämlich Christen sich in einer «geistlichen Notlage» befinden und ihre eigene Kirche nicht oder nur mit großer Mühe aufsuchen können, wie es heute oft in den «Diasporagebieten» der Fall sei. Den Katholiken, die sich in derselben Lage befinden, wurde jedoch stets gesagt, daß sie die Sakramente nur von einem Amtsträger, der die Priesterweihe gültig empfangen hat, verlangen dürfen. Die Teilnahme am evangelischen Abendmahl kam also nicht in Frage. (Ökumenisches Direktorium, Nr. 55)

Seit 1972 ist in vielen Ländern der Dialog über das Verständnis des Abendmahles und des kirchlichen Amtes intensiv weitergeführt worden. In verschiedenen Dokumenten offiziellen und inoffiziellen Charakters konnten überraschende Konvergenzen festgestellt werden, die eine vermehrte Abendmahlsgemeinschaft oder wenigstens die sog. eucharistische Gastfreundschaft (offene Einladung des getrennten Bruders) als verantwortbar erkennen ließen.³ Die Schweizer Synode 72 bejahte die Verantwortbarkeit der eucharistischen Gastfreundschaft in Einzelfällen, besonders bei Mischehen.⁴

Das Memorandum des *Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes* von 1981, das für eine offenere Haltung in der Abendmahlsfrage plädierte, führte als Argument ins Feld: «Der Tisch ist des Herrn, nicht unser ... Christus ist es, der sich selbst dem Glaubenden gibt. ... Wir glauben darum, daß wir nicht das Recht haben, einem Getauften, der Jesus Christus als Gott und Erlöser liebt und bekennt, das Sakrament zu verweigern ... Es scheint uns schwer verständlich, warum die Gemeinschaft am Tisch des Herrn noch immer grundsätzlich nicht möglich ist» (S. 18) Ähnlich äußerte sich Landesbischof D.E. Lohse in seiner Ansprache an Johannes Paul II. in Mainz 1980.

Der revidierte Kodex hat ungefähr den Stand der Dinge von 1972 festgeschrieben. Immerhin hat er dem Ortsbischof oder den Bischofskonferenzen einen gewissen Spielraum gelassen in der Beurteilung der «dringenden Fälle». Es ist nur zu hoffen, daß das heute Festgeschriebene den Weg für «großzügigere» Lösungen von morgen nicht verbaut.

Den katholischen Priestern bleibt ausdrücklich jede Konzelebration mit Amtsträgern der getrennten Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften verboten. (Can. 908) Allgemein gilt: «Wer sich der verbotenen «communicatio in sacris» schuldig

³ Aus jüngster Zeit seien genannt: Von der gemeinsamen römisch-katholischen/evangelisch-lutherischen Kommission: «Das Herrenmahl» (1978); «Das geistliche Amt in der Kirche» (1981). Konvergenzerklärungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen: «Taufe, Eucharistie und Amt» (1982); «The Final Report» der römisch-katholischen/anglikanischen Kommission (1982).

⁴ Ökumenischer Auftrag in unseren Verhältnissen. Auf dem Weg zur Eucharistiegemeinschaft. Der entscheidende Satz lautet: «Falls ein Katholik in einer Ausnahmesituation und nach Abwägung aller Gründe zur Überzeugung kommt, daß er nach seinem Gewissen zum Empfang des Abendmahles berechtigt sei, kann ihm das nicht notwendigerweise als Bruch mit der eigenen Kirchengemeinschaft ausgelegt werden, wenn auch eine gemeinsame Teilnahme an der Eucharistie problematisch bleibt, solange die Kirchentrennung andauert.»

macht, soll mit einer entsprechenden Strafe (iusta poena) belegt werden.» (Can. 1365)

Neue «Steine des Anstoßes»?

Nach den Worten der Konstitution «Sacrae Disciplina» ist der neue Kodex «gleichsam das große Bemühen, die konziliäre Ekklesiologie (des II. Vatikanums) in die Sprache des Rechts zu übertragen». Der «primäre Bezugspunkt» bleibe darum immer das vom Konzil gezeichnete Bild der Kirche. An diesem Maßstab also ist auch das neue Gesetzeswerk zu messen. Nach einer ersten Lektüre scheint man neben aufgeschlossenen, zukunftsweisenden Positionen des Konzils doch auch wieder manche restaurative Tendenzen feststellen zu müssen, die nicht zuletzt ökumenischen Hoffnungen zuwiderlaufen. Mit fast ängstlicher Eindringlichkeit wird in verschiedenem Zusammenhang auf den wesentlichen Unterschied zwischen Priester und Laien geachtet. Der Anteil des Volkes Gottes an eigentlichen Entscheidungen, selbst auf der unteren Ebene der Gemeinde und des Bistums, ist im Grunde gleich Null. Das hierarchische Prinzip

Interessieren Sie sich für unsere ORIENTIERUNG?

Zweimal im Monat bietet sie seriös erarbeitete Information zu den großen Fragen, die heute alle bewegen müssen: Friede und Abrüstung – Dritte Welt – Ökologie – Menschenrechte – Stellung der Frau ...

Verlangen Sie Probenummern ...

Stichworte aus letzten Ausgaben: Kirche/Marxismus in Lateinamerika – Friedensaufgabe der Gegenwart – Arbeitsmarkt Schweiz – Religionskritik 100 Jahre nach Marx – Entwicklungsproblematik am Beispiel Somalia – Juden und Deutsche – Reform im Islam – Widerspruch zum Papst (Nicaragua) – Luther aus der Sicht der Ökumene.

... oder wagen Sie ein Abonnement:

Dann lesen sie demnächst: Gedichte der Hoffnung – Gott in der Literatur – Feministische und Dritt-Welt-Theologie – Jugoslawische «Praxis»-Philosophen – Mazedonien: Kirche und Sprachregion – Gefahren der Atomrüstung.

Wenn Sie jetzt bestellen

zahlen Sie bis zum Jahresende (31.3.–31.12.) Fr. 25.– (Studenten Fr. 20.–) und erhalten auf Wunsch die bereits erschienenen Nummern von 1983 gratis. Jahres- und Auslandpreise vgl. umseitig (Impressum).



Unterzeichneter interessiert sich für die ORIENTIERUNG und wünscht (Zutreffendes bitte ankreuzen):

- Probenummern
- Abonnement
- Studentenabonnement
- Bestellkarte für Geschenkabonnement

Name: _____

Straße/Nr.: _____

Plz./Ort: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Bitte adressieren Sie diesen Coupon an: **Administration ORIENTIERUNG, Scheideggstraße 45, 8002 Zürich**, oder rufen Sie uns an: 01/201 07 60.

dominiert stark über die *Communio*-Idee. Die Freiheit der Ordensleute wird noch stärker zurückgebunden, insofern früher nur «feierliche Gelübde»⁵ ein trennendes Ehehindernis darstellen, künftig aber «niemand eine gültige Ehe eingehen kann, der sich durch ein ewiges Gelübde der Keuschheit in einem religiösen Institut gebunden hat» (Can. 1088). Viele Christen werden sich an der Bestimmung stoßen, daß «das Kind von katholischen, ja auch von nicht-katholischen Eltern, bei Todesgefahr auch gegen den Willen der Eltern (!) getauft werden darf» (Can. 868). Auch in Zukunft bleibt die Frau von jeder sakramentalen Weihe, selbst von der in den frühen Jahrhunderten geübten Diakonissenweihe, ausgeschlossen.

Eine nicht geringe Diskussion dürfte der neuralgischste Streitpunkt zwischen den Konfessionen, der Primat des Papstes, auslösen. Unseres Wissens zum ersten Mal wird in einem kanonistischen Gesetzeswerk der Titel «*Vicarius Christi*» (Stellvertreter Christi) in die Definition des Papstes aufgenommen. (Can. 331) Der Begriff «*Vicarius Christi*» ist wohl auch vom II. Vatikanischen Konzil gebraucht worden. Die Bezeichnung «Stellvertreter» hat aber eine noch sehr nuancenreiche Bedeutung. In der Kinderkatechese sagte man uns noch wie selbstverständlich, Eltern und Vorgesetzte seien «Stellvertreter Gottes» gegenüber dem Kind. Der Apostel Paulus redet vom Dienst der Versöhnung «an Christi Statt» (2 Kor 5, 20). Martin Luther kann sogar sagen, daß ein Christ seinem Nächsten ein «Christus» werden soll. Wenn aber dieser Titel «Stellvertreter Christi» zu einem *Rechtsbegriff* im kanonischen Gesetz gemacht wird, dann dürfte – ökumenisch gesehen – eine neue Barriere zwischen den Konfessionen errichtet werden. Viele evangelische Christen, zumal aus freikirchlichen Kreisen, sehen in diesem Papsttitel eine unerhörte Anmaßung, ja fast etwas Blasphemisches. Wer sich im «heiligen Tempel» (in der Gemeinde Gottes) gleichsam auf den Thron Gottes setzt, der zeigt in ihren Augen Merkmale des «Antichrist» (vgl. 2 Thess 2, 3ff.). Der «Antichrist» ist ja nicht ein moralisches Ungeheuer. Er ist vielmehr eine Gestalt, die sich raffiniert in einen Engel des Lichtes

⁵ Canon 1073. «Feierliche Gelübde» gab es in den klassischen Ordensgemeinschaften. In den meisten nach dem Trienter Konzil gegründeten Kongregationen gab es bloß einfache ewige Gelübde.

Ihre Einzahlungen für 1983 haben zahlreiche Abonnenten mit einem Beitrag für unseren Gönnerfonds aufgestockt. Empfangen Sie dafür unseren herzlichen Dank!

Administration ORIENTIERUNG



Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Clemens Locher, Karl Weber, Josef Bruhin, Albert Ebner, Mario Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin, Pietro Selvatico

Ständige Mitarbeiter: Paul Erbrich (München), Raymond Schwager (Innsbruck)

Anschrift von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, Tel. (01) 201 0760

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: «Orientierung, Zürich»

Schweiz: Postcheck Zürich 80-27842

Schweiz. Kreditanstalt Zürich-Enge

Konto Nr. 0842-556967-61

Deutschland: Postcheckkonto Stuttgart 6290-700

Österreich: Postsparkasse Wien, Konto Nr. 2390.127

Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Abonnementspreise 1982/83:

Schweiz: Fr. 33.- / Halbjahr Fr. 18.- / Studenten Fr. 24.-

Deutschland: DM 39.- / Halbjahr DM 22.- / Studenten DM 28.-

Österreich: öS 300.- / Halbjahr öS 170.- / Studenten öS 200.-

Übrige Länder: sFr. 33.- plus Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 40.- / DM 45.- (Der Mehrbetrag wird dem Fonds für Abonnemente in Ländern mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: Fr. 2.- / DM 2,50 / öS 20.-

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich

kleidet und das Evangelium von der Erlösung allein aus Gnade durch den Glauben umfunktioniert in ein Instrument menschlicher Herrschaft über die Gewissen. Diese «Antichrist»-Vorstellung, die sich in der Glaubensspaltung auf das Papsttum konzentrierte, geht als Erbe der Väter der Reformation durch die ganze protestantische Geschichte.

Als daher der langjährige Meister evangelischer Theologie, Professor *Karl Barth*, bei seinem Rombesuch am Ende des II. Vatikanischen Konzils nach ausgiebigen Gesprächen im Einheitssekretariat und mit den Jesuitenprofessoren der Gregoriana und nach einer Privataudienz bei Paul VI. den lapidaren Satz prägte: «Der Papst ist nicht der Antichrist!»,⁶ da klang dies wie ein erlösendes Wort nach 450 Jahren. Barth gab seinen protestantischen Freunden zu bedenken, daß Paul VI. «sich in den sämtlichen Konzilsdokumenten nicht als «*Vicarius Christi*», sondern schlicht als «*Episcopus, Servus servorum Dei*» bezeichnet hat».⁷

Tatsächlich lauten die feierlichen Eingangsworte der offiziellen Konzilsdokumente: «Paulus, Bischof, Diener der Diener Gottes, zusammen mit den Vätern des heiligen Konzils, zur fortwährenden Erinnerung.» Diese Worte sind bekanntlich kanonistisch wohlüberlegt an die Spitze gestellt worden. Innerhalb eines größeren Textzusammenhanges spricht wohl auch das Konzil in der Kirchenkonstitution vom «*Vicarius Christi*» (Nr. 19 u. 22). Aber die Konzilsväter wollten gerade gegenüber allen Mißverständnissen und Mißdeutungen des Papstamtes die Stellung des Bischofs von Rom einbinden in das Gesamtkollegium der Bischöfe. Isoliert gebraucht wird der Titel «Stellvertreter Christi» notwendig falsche Assoziationen wecken, zumal bei unseren getrennten Brüdern. Es mögen dann katholische Theologen mit allen möglichen Distinktionen diesen Titel zurecht-rücken wollen, sie werden die Assoziationen nicht aus den Köpfen und Herzen reißen können. Nicht umsonst forderte das Konzil im Ökumenismusdekret, daß der katholische Glaube möglichst «korrekt», «auf eine Weise und in einer Sprache ausgedrückt werde, die auch von den getrennten Brüdern wirklich verstanden werden kann». (Nr. 11) So soll auch die vom Papst eingesetzte internationale Theologenkommission schon auf ihrer ersten Sitzung im Jahre 1970 sich dafür eingesetzt haben, den Papsttitel «Stellvertreter Christi» aus ökumenischen Gründen überhaupt aufzugeben.⁸

Fazit: Gesamthaft bedeutet das neue kirchliche Gesetzbuch gegenüber dem Kodex von 1917 sicherlich – auch ökumenisch gesehen – einen Fortschritt.⁹ Trotzdem hat es viele Erwartungen der Ökumeniker in- und außerhalb der katholischen Kirche nicht erfüllt und manche Hoffnung begraben. Sollten beim gegenwärtigen Fluß der Dinge im ökumenischen Dialog gewisse Positionen gar für Generationen festgeschrieben sein, dann dürfte der neue Kodex eher als Bremse denn als Triebkraft der Ökumenischen Bewegung wirken. Jede Hoffnung auf eine geeinte Christenheit im Jahre 2000 wäre da eine große Illusion. Aber das II. Vatikanische Konzil selber forderte am Schluß des Ökumenismusdekretes eine *stets offene* Haltung. «Das Heilige Konzil wünscht dringend, daß das von den Söhnen der katholischen Kirche Begonnene – in Verbindung mit dem von den getrennten Brüdern Unternommenen – *fortschreite*, ohne den Wegen der Vorsehung irgendein Hindernis in den Weg zu legen und ohne den künftigen Anregungen des Hl. Geistes vorzugreifen.» (Nr. 24)

Albert Ebner

⁶ Karl Barth, *Ad limina Apostolorum*, 1967, S. 18.

⁷ A. a. O. S. 16.

⁸ Diese Meldung, die im Okt. 1970 durch die Weltpresse ging, berief sich auf einen Bericht, «der in Vatikanischen Kreisen aus den an den Papst weitergeleiteten geheimgehaltenen Beschlüssen und Unterlagen der dreißigköpfigen Kommission bekannt wurde». Als Gründe für diesen Vorschlag wurden genannt: Einerseits wolle man das Gespräch mit Orthodoxen und Protestanten fördern, denen der päpstliche Autoritätsanspruch sowieso Schwierigkeiten bereite, andererseits wolle man innerhalb der katholischen Kirche den Befürwortern des Kollegialitätsprinzips entgegenkommen.

⁹ An ökumenischen Details wären beispielsweise noch zu nennen: Anerkennung der Taufe in nicht-katholischen Kirchen (Can. 869); Zulassung von nicht-katholischen Taufzeugen (Can. 874); Gewährung eines katholischen Begräbnisses für nicht-katholisch getaufte Christen (Can. 1183).